

Silvio Berlusconi, Albert Camus, Güzin Kar, Ingeborg Bachmann

Nummer 41 – 10. Oktober 2013 – 81. Jahrgang – Fr. 6,50 (inkl. MwSt.) – Euro 4,90

# DIE WELTWOCH

80 JAHRE QUALITÄT



## Afrikas Schuld

Das Flüchtlingsdrama vor Lampedusa.

Von Roger Köppel und Pierre Heumann

## Rettet die Wasserkraft!

Wie die Schweiz ihre beste erneuerbare Energiequelle zerstört. Von Alex Baur

## Woody Allen oder Sinatra: Wer ist der Vater?

Kuckuckskinder von Hollywood bis Leonardo da Vinci.

Von Urs Gehriger





# PATEK PHILIPPE

## GENEVE

Beginnen Sie eine  
eigene Tradition.

Mehr Informationen erhalten Sie bei den unten genannten  
Patek Philippe Partnern sowie im autorisierten Fachhandel.

Eine vollständige Liste unserer Partner in der Schweiz  
finden Sie auf [patek.com](http://patek.com)

**Patek Philippe Boutique at Beyer**  
Bahnhofstrasse 31, Zürich

**Ascona**  
Doris Herschmann,  
Piazza Giuseppe Motta/Lungolago

**Basel**  
Gübelin AG, Freie Strasse 27  
Seiler, Gerbergasse 89

**Bern**  
Zigerli & Iff AG, Spitalgasse 14

**Davos Platz**  
Chronometrie Stäuble, Promenade 71

**Gstaad**  
Villiger Gstaad AG, Promenade

**Interlaken**  
Kirchhofer Haute Horlogerie II,  
Höheweg 56

**Klosters**  
Maissen, Bahnhofstrasse 15

**Lugano**  
Gübelin AG, Via Nassa 7  
Mersmann SA, Via Nassa 5  
Somazzi SA, Via Nassa 36

**Luzern**  
Gübelin AG, Schwanenplatz

**St. Moritz**  
Gübelin AG, Via Serlas/Palace Galerie

**Vaduz/FL**  
Huber, Im Städtle

**Zug**  
Lohri, Neugasse 9

**Zürich**  
Gübelin AG, Bahnhofstrasse 36





Wahre Schönheit währt ewig.



Twenty-4® Stahl Ref. 4910/10A, Ring in Weißgold.

15. März – 17. November 2013  
Bernisches Historisches Museum

# Das «8. Weltwunder» – jetzt in Bern

Qin – Der unsterbliche Kaiser  
und seine Terrakottakrieger

[www.qin.ch](http://www.qin.ch)

Tickets auf  
[www.qin.ch](http://www.qin.ch)

Ein Kulturrengagement von



## Intern

Für eine Reportageserie zum Thema Strom reiste Alex Baur vor zehn Jahren im Auftrag des deutschen Magazins *Geo* während mehrerer Wochen quer durch die Schweiz. Stundenlang wanderte unser Kollege entlang von Stauseen, er durchmass kilometerlange Verbindungsstollen und die Innereien von gewaltigen Talsperren, staunend stand er in unterirdischen Turbinenräumen, die so gross sind wie Kathedralen. In Leibstadt liess er sich vor Ort die Funktionsweise eines Kernkraftwerks erklären und am Grimsel die Rolle von Pumpspeicherwerken, die unsere Stromversorgung zu einem Meisterwerk der Ingenieurskunst



Meisterwerk: Grande Dixence.

perfektionieren. Am Grimsel traf er auch Gianni Biasutti, den CEO der Kraftwerke Oberhasli (KWO), der von seinen Ausbauplänen für dieses hochrentable und umweltfreundliche System schwärmte. Als Baur letzte Woche mit Biasutti ein längeres Telefonat führte, war von der früheren Zuversicht nichts mehr zu spüren: Die Wasserkraftwerke rentierten kaum noch, der hochsubventionierte, aber unregelmässig anfallende Solar- und Windstrom aus Deutschland und Italien drückte die Preise und machte die Regulierung des Stromflusses zu einem Albtraum; man handelt sich von Tag zu Tag durch, um einen Blackout zu verhindern, Ausbaupläne der Wasserkraft werden zurückgestellt, während Schreibtischtäter in Bundesbern politisch definierte Zukunftsszenarien beschwören, die jeder technischen, ökonomischen und ökologischen Vernunft widersprechen und die erneuerbare Energie Wasser zerstören. **Seite 24**

Es gibt Kinder, deren Abstammung so offensichtlich ist, dass jeder Vaterschaftstest überflüssig scheint. Letzte Woche sind gleich zwei solche Fälle aufgetaucht: zum einen Ronan Farrow, 25. Er ist der Sohn von Mia Farrow und Woody Allen. Oder doch nicht? In einem Interview bringt die streitbare Mia einen neuen Vater ins Spiel: keinen Geringeren als Frank Sinatra. Beim Bildvergleich verschlägt es einem



Vaterschaftstest: Ehepaar Sinatra-Farrow, 1966.

die Sprache: Frank und Ronan sind wie aus einem Holz. Noch brisanter ist der Fall von Isabella d'Este (1474–1539), *prima dama* der italienischen Renaissance. In einem Schweizer Safe ist ein Porträt von ihr aufgetaucht, das niemand anderes als Leonardo da Vinci geschaffen haben soll. Urs Gehrig hat Ronan und Isabella einem Vaterschaftstest unterzogen – mittels biografischer Tiefenforschung und eines Streifzugs durch das Handschriftenarchiv von Mantua – und ist zu einem (fast) zweifelsfreien Verdikt gekommen. **Seite 36**

Die bilateralen Verträge sind hierzulande offenbar heilig gesprochen worden. Schon nur der Gedanke daran, das Vertragswerk zu kündigen, wird von den Vertretern der Wirtschaftsverbände zuerst nicht mit Argumenten bekämpft, sondern mit dem Vorwurf des Unglaubens gegenüber etwas Gottgegebenem quittiert. Es ist, als würde man in der Mathematik-Einführungsvorlesung an der ETH fragen, warum denn eins und eins zwei ergibt. Erst im zweiten Anlauf, anhand der Bestätigung, dass man es tatsächlich ernst meine mit der Frage und gerne wissen möchte, wieso das Abkommen so existenziell sei, kommen die Argumente. Zu überzeugen vermögen sie jedoch nicht. **Seite 28**

*Ihre Weltwoche*

## Impressum

**Herausgeberin:** Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich

**Redaktion:** Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,

**E-Mail:** redaktion@weltwoche.ch

**E-Mail:** leserbriefe@weltwoche.ch

**Verlag:** Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,

**E-Mail:** verlag@weltwoche.ch

**Internet:** www.weltwoche.ch

**Abo-Service:** Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91

**E-Mail:** kundenservice@weltwoche.ch

Jahresabonnement Inland Fr. 235.– (inkl. MwSt.)

Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)

Weitere Angebote für In- und Ausland unter

www.weltwoche.ch/abo

**E-Mail-Adressen:** vorname.name@weltwoche.ch

**Gründer:** Karl von Schumacher (1894–1957)

**Verleger und Chefredaktor:** Roger Köppel

**Stv. Chefredaktor:** Philipp Gut (*Leitung Inland*)

**Produktionschef:** David Schnapp

**Redaktioneller Berater:** Urs Paul Engeler

### Redaktion:

Rico Bandle (*Leitung Kultur*),

Alex Baur, Urs Gehrig,

Christoph Landolt, Christian Mundt,

Daniela Niederberger, Alex Reichmuth,

Markus Schär, Beatrice Schlag (*Los Angeles*),

Lucien Scherrer, Florian Schwab,

Mark van Huissingel

### Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann,

Silvio Borner, Henryk M. Broder,

Pierre Heumann, Peter Holenstein,

Hansrudolf Kamer, Peter Keller,

Wolfram Knorr, René Lüchinger,

Dirk Maxeiner, Christoph Mörgeli,

Franziska K. Müller, Daniele Muscionico,

Deborah Neufeld, Kurt Pelda,

Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht,

Sacha Verna (*New York*),

Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*),

Jürg Zbinden, Kurt W. Zimmermann

**Produktion:** Benjamin Bögli, Roy Spring

**Bildredaktion:** Laura Kolodziej (*Leitung*),

Joël Hunn, Raffaella Bachmann (Assistentin)

**Layout:** Silvia Ramsay (*Leitung a. i.*)

**Korrektur:** Cornelia Bernegger und

Rita Kempter (*Leitung*), Viola Antunovits,

Gregor Szyndler, Dieter Zwicky

**Sekretariat:** Miriam Schoch (*Leitung*),

Inga-Maj Hojaij-Huber

**Marketing:** Guido Bertuzzi (*Leitung*)

**Anzeigenverkauf:** Stephan Schwab (*Leitung*),

Brita Vassalli

**Anzeigeninnendienst:** Samuel Hofmann (*Leitung*)

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

**E-Mail:** anzeigenid@weltwoche.ch

**Online-Vermarktung:** Adextra

**Tarife und Buchungen:** Tel. 044 533 09 93,

info@adextra.ch

**Druck:** Ziegler Druck- und Verlags-AG,

Rudolf-Diesel-Strasse 22, 8404 Winterthur

*Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.*

*Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.*

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt

auf Recyclingpapier, das aus

100 % Altpapier hergestellt ist.

Es schont damit Ressourcen,

Energie und somit die Umwelt.

**Shortcut:** Mit dem iPhone *Weltwoche*-Artikel empfehlen und aufbewahren sowie Zusatzinhalte entdecken. [www.weltwoche.ch/shortcut](http://www.weltwoche.ch/shortcut)





SWISSVIEW als DVD und Blu-ray  
swissview.com/shop

# SWISSVIEW – die Schweiz von oben

Perfekte Helikopter-Flugaufnahmen zelebrieren die unglaubliche Schönheit der Schweiz. Ohne Schnitt und mit eigens vom bekannten Schweizer Komponisten Nik Bärtsch komponierter Musik ziehen sie den Zuschauer in ihren Bann.

Alles begann mit der Leidenschaft von Marco Fumasoli. Seit 1997 ist der Zürcher Filmer viele hundert Male mit dem Helikopter über die Schweiz geflogen. Im extremen Tiefflug wurde er zum Entdecker einer bis dahin unbekanntem Schweiz. Das Resultat heisst SWISSVIEW: über achzig Stunden Film aus allen Regionen der Schweiz.

Zum Greifen nah sind die schönsten Seiten der Schweiz: majestätische Alpengipfel, schroffe Gletscher, stille Bergseen. Dokumentiert sind malerische Dörfer und entlegene Täler, in die sich nur selten ein Mensch verirrt. Die Reise geht aber auch über Städte, entlang von pulsierenden Autobahnen und Bahnlinien oder zu Flughäfen. SWISSVIEW zeigt die ganze Schweiz aus der Vogelperspektive – und das in bestechender Qualität.

Der Reiz der Aufnahmen liegt in ihrer unverfälschten Sicht. Durch die natürliche Langsamkeit und das Fehlen jeglicher Schnitte wird der Betrachter selbst zum Reisenden,

der wie ein Vogel über die Landschaft gleitet. Er taucht ein in eine einzigartige Welt, ganz allein seinen Gedanken überlassen. Unterlegt sind die Bilder mit Musik, die passend zu jeder einzelnen Szenerie komponiert wurde.

Für das Schweizer Fernsehen, SRF, RTS, RSI, produziert und später für HD Suisse erweitert, bilden diese Filme ein einzigartiges Porträt der Schweiz.

SWISSVIEW gibt es auch für unterwegs, als kostenlose App für iPhone und iPad im iTunes-Store. Ab Oktober auch für Android auf Google Play.

## Weltwoche-Spezialangebot

Bestellen Sie jetzt Ihre SWISSVIEW-Liebblingsflüge auf DVD und Blu-ray zum einmaligen Vorzugspreis!

**NEU:** Bestellen Sie auch die beiden brandneuen Blu-rays-Discs «Wallis» und «Tessin»!

### Sonderpreise:

- Blu-ray 1 Disc Fr. 29.– (statt Fr. 38.–)
- Blu-ray 2 Discs Fr. 48.– (statt Fr. 59.–)
- DVD-Box 13 DVDs
- «Complete Series» Fr. 85.– (statt Fr. 98.–)
- DVD «Special Edit» Fr. 20.– (statt Fr. 28.–)

### Bestellung:

Im Online-Shop auf [swissview.com/shop](http://swissview.com/shop)

Im Feld «Gutscheincode» das Stichwort «Weltwoche» angeben und zum Vorzugspreis bestellen (alle Preise exkl. Versandkosten).

[www.weltwoche.ch/platinclub](http://www.weltwoche.ch/platinclub)



# Klima

**Warum man den Forschern misstrauen muss. Der Fluch der Entwicklungshilfe, die denen am meisten schadet, denen sie zu helfen vorgibt. Von Roger Köppel**

Letzte Woche diskutierte ich mit dem hochdekorierten Zürcher Klimaforscher Thomas Stocker in der Fernseh-«Arena» über den neuen Bericht des Weltklimarats, dieser einzigartigen Behörde von Forschern, die sich um die Festbeschreibung eines gültigen wissenschaftlichen Endstands bemüht, dabei ist doch Wissenschaft, wie ich sie verstehe, das anarchische Bestreben, den Konsens im Säurebad der Skepsis fortwährend aufzulösen.

Köppel gegen Stocker über Klima, das war wie San Marino gegen Brasilien im Fussball, doch ich darf mit einiger Zufriedenheit feststellen, dass mir aus der gesicherten Defensive heraus so etwas wie ein 1:1 gelang.

Stocker's erstes Problem: Er muss in seinem neuen Bericht zugeben, dass er den für seine Theorie entscheidenden Zusammenhang zwischen CO<sub>2</sub>-Ausstoss und Klimaerwärmung noch nicht wirklich durchschaut hat. Das ist keine Bagatelle. Wie stark das vom Menschen ausgestossene CO<sub>2</sub> die Temperaturen hochtreibt, ist die Kernfrage der Klima-Gemeinde. Der alarmierte Stocker spricht jeweils davon, dass wir mit steigender Geschwindigkeit auf eine Wand zurasen. Nun spielt es eine Rolle, ob ich mich der Wand mit 200 Kilometern pro Stunde nähere oder mit 2. Der letzte IPCC-Bericht dokumentiert eine für Stocker irritierende Entschleunigung.

Sein zweites Problem: Für meinen Geschmack biegt der begabte Rhetoriker Stocker die im Bericht differenziert herausgearbeiteten Unsicherheiten öffentlich allzu forsch zu einem Befund letzter Gewissheiten um. Obschon der Forscher gemäss Bericht unsicherer geworden ist bezüglich der Frage, wie genau nun CO<sub>2</sub> und Klimaerwärmung zusammenwirken, gibt er sich sicherer und überzeugter denn je, dass seine Kurven und Modelle stimmen, dass der durch Menschen verursachte CO<sub>2</sub>-Ausstoss am Ende eben doch mit verheerender Zwangsläufigkeit die Klimaerwärmung bewirkt. Man muss kein Klimatologe sein, um den Bruch zu erkennen: Die Daten belegen steigende Unsicherheit, aus der Stocker steigende Sicherheit ableitet. Logisch bewegt sich der Physiker, man verzeihe den Kalauer, auf dünnem Eis.

Mag sein, dass Stocker recht hat. Vielleicht aber irrt er sich, und es gibt noch grössere Kräfte, die ausser dem Menschen auf das Klima



«Die Wahrheit ist eine Vermutung, die...»

wirken. Meine Bemerkung, als der karthagische Feldherr Hannibal in der Antike mit seinen Elefanten über die französischen Alpen marschierte, seien die Gletscher kleiner gewesen als heute, obschon es keine Autos gegeben habe, lächelte Stocker weg. Damals, argumentierte er wissend im scheinbaren Triumph, habe die Stellung der Erdachse die Erwärmung verursacht – womit er immerhin einräumte, dass es am Ende eben doch auch grössere Mächte gibt, die über die Temperaturen entscheiden. Unentschieden auch hier.

Ich gebe zu: Ich weiss nicht, wie heiss es auf der Erde in fünfzig Jahren sein wird. Thomas Stocker aber weiss es auch nicht, doch er tut so, als ob er es wüsste. Und alle glauben ihm. Auf der Grundlage seiner Theorie sind die meisten Schweizer Politiker bereit, sich auf eine abenteuerliche energiepolitische Schleuderschaft einzulassen, die an akuten Abgründen vorbeioder in sie hineinführt. Niemand weiss es so genau. Doch auch hier gilt: Je unsicherer die Politik, desto selbstsicherer die Politiker.

Vielleicht wäre mein Vertrauen in den sympathischen und sicher hochintelligenten Klimaexperten Stocker fundierter, wenn er in der abschliessenden Diskussion über die Energie-wende in der «Arena» nicht immer gleich willig genickt hätte, als die Grünen und die Linken ihre Pläne ausbreiteten. Merkt der Mensch, wenn er vom objektiven Erforscher eines Gegenstands allmählich zum begeisterten Propagandisten seiner scheinbar objektiven Befunde mutiert? Verlieben sich Wissenschaftler in ihre Erkenntnisse, so wie sich Künstler in ihre Kunstwerke verlieben können? Wann ergreifen einen die Dinge, die man als Wissenschaftler lediglich begreifen sollte? Forscher sind Menschen. Das ist ihre Stärke. Und ihr Risiko.

Vielleicht irritieren mich auch einfach Leute, die mir den Tatbestand des nicht mehr abzuwendenden Weltuntergangs, in diesem Fall durch Klimaerwärmung, so einfühlend freundlich und selig lächelnd verkünden, als ob sie mich eben in die faszinierende Gedankenwelt eines genialen, vergessenen Religionsgründers eingeführt hätten.

Stocker ist mir für einen Wissenschaftler, dessen Geschäft der Zweifel sein sollte, zu sehr eingenommen von seiner Wahrheit, die nur eine Vermutung ist, die noch nicht widerlegt wurde. Vor 1900 glaubten die führenden Physiker des Planeten, sie hätten alle Fragen gelöst. Und dann kam Einstein.

Für eine Diskussion musste ich mich mit dem Thema Entwicklungshilfe vertraut machen. Das Erstaunliche: Mir fiel das Standardwerk des Ökonomen Lord Peter Bauer wieder in die Hände, das ich schon vor Jahren angeschaut hatte: «Equality, the Third World, and Economic Delusion». Glasklar wird hier Ende der siebziger Jahre der verheerende Widersinn der Entwicklungshilfe anhand unabweisbarer Darlegungen vorgeführt. Die Geldtransfers nützen nicht nur nichts, sie sind sogar akut schädlich. Spätere Kritiker der Umverteilung von nördlichen Steuergeldern in die korrupten Regime des Südens lesen sich wie Fussnoten. Trotzdem: Die grosse Nabelschnur besteht weiterhin. Unablässig fliessen die Milliarden Richtung Äquator. Im Gegenzug exportiert Afrika jährlich Zehntausende von Flüchtlingen, die – ginge es nach den Entwicklungshelfern – nach sechzig Jahren wohlwollender Unterstützung doch eigentlich gar keinen Grund haben dürften, ihre Heimat zu verlassen.

Am Dogma der Entwicklungshilfe zerschellt jeder Widerspruch. Betroffenheit und Mitleid produzieren einen wirksamen Schutzschirm. Wer sich auf die Rettung der Menschheit beruft, macht sich unangreifbar und muss nichts begründen. Entwicklungshilfe ist ein Geschäft für viele, aber sie ist der bisher umfassendste Ablasshandel, der jemals erfunden wurde. «Die Entwicklungshilfe produzierte die Dritte Welt als Gesamtheit, die dem Westen weitgehend feindselig gegenübersteht», schrieb Lord Bauer.

Das stimmt. Man beschwichtigt ein schlechtes Gewissen, das man durch die Zahlung immer wieder herstellt. Die Entwicklungshelfer bestätigen sich in einem Weltbild, wonach der arme Süden vom reichen Norden schamlos ausgebeutet wird. In diesem Weltbild rechtfertigt sich der Entwicklungshelfer moralisch als Mensch, der sich gegen ein Gefälle auflehnt, das er durch die Entwicklungshilfe überhaupt erst herstellt. So verschlingen sich Geld und Moral zu einem interessanten psychologischen Komplex, der ausschliesslich denen dient, die ihn verwalten.



*Gesicht als Maske:* Cindy Sherman. Seite 48



*Umwelt-Spektakel:* Greenpeace. Seite 34



*Geliebt und gehasst:* Silvio Berlusconi. Seite 44



*Die Bilateralen – ein Erfolgsmodell?* Seite 28

## Kommentare & Analysen

### 5 Editorial

11 **Kommentar** Was das Volk nicht will

11 **Im Auge** Kachaber Kaladse, Energieminister

12 **Diplomatie** Mani pulite

13 **Personenkontrolle** Mörgeli, Tag, Condrau, Huffington, Hegglin, Plate, Widmer-Schlumpf

13 **Nachruf** Pankraz Freitag, FDP-Politiker

### 14 **Afrikas Schuld**

Der demografische Druck wird die EU zwingen, die Grenzen wasserdicht zu machen

16 **Afrika** Weniger Geld ist bessere Entwicklungshilfe

17 **Die Deutschen** Flüchtlinge im «Hort des Friedens»

18 **Ausland** Obamas Reform mit Folgen

20 **Mörgeli** Schlaraffenland und Steuerhölle

20 **Bodenmann** Schweiz ohne Avenir

21 **Medien** Häuptling Erhobener Zeigefinger

21 **Gesellschaft** Schon gelesen?

22 **Leserbriefe/Darf man das?**

## Hintergrund

### 24 **Rettet die Wasserkraft!**

Subventionierte Solar- und Windanlagen bedrohen den sauberen Strom aus den Alpen

### 28 **Heilige Kuh Bilaterale**

Eine Kündigung der Verträge mit der EU sei undenkbar, warnen Wirtschaftsverbände und Parteien. Wirklich?

30 **Abstimmung** Gripens Grounding

31 **SBB** Umdenken, bitte

### 32 **Klima: Stockers Widersprüche**

Was sind die Argumente des Berner Klimaphysikers wert?

34 **Greenpeace** Schadensbilanz der Umweltorganisation

35 **Ökonomie** Die Magie der Geldschöpfung

### 36 **Woody Allen oder Sinatra: Wer ist der Vater?**

Gerüchte, die zu Träumen und zu Verschwörungstheorien anregen

39 **Geschlechterkampf** Güzin Kar antwortet Roger Köppel

### 40 **Hitlers Furien**

Die Schuld der deutschen Frauen am Nazi-Genozid

41 **Interview** Holocaust-Forscherin Wendy Lower

43 **Frankreich** François Hollande ist dem Amt nicht gewachsen

### 44 **Der Teufel Silvio**

Berlusconi kann als einziger Italiener sein Land entgiften

46 **Nachruf** Peter Achten über den Vietnam-General Giap

47 **Zeitgeschichte** *Weltwoche*-Artikel vom 26. November 1980

### 48 **Nachruf auf das Gesicht**

Die Geschichte des menschlichen Antlitzes in Zeiten des Burka-Verbots

LIEBEN | VERTRAUEN



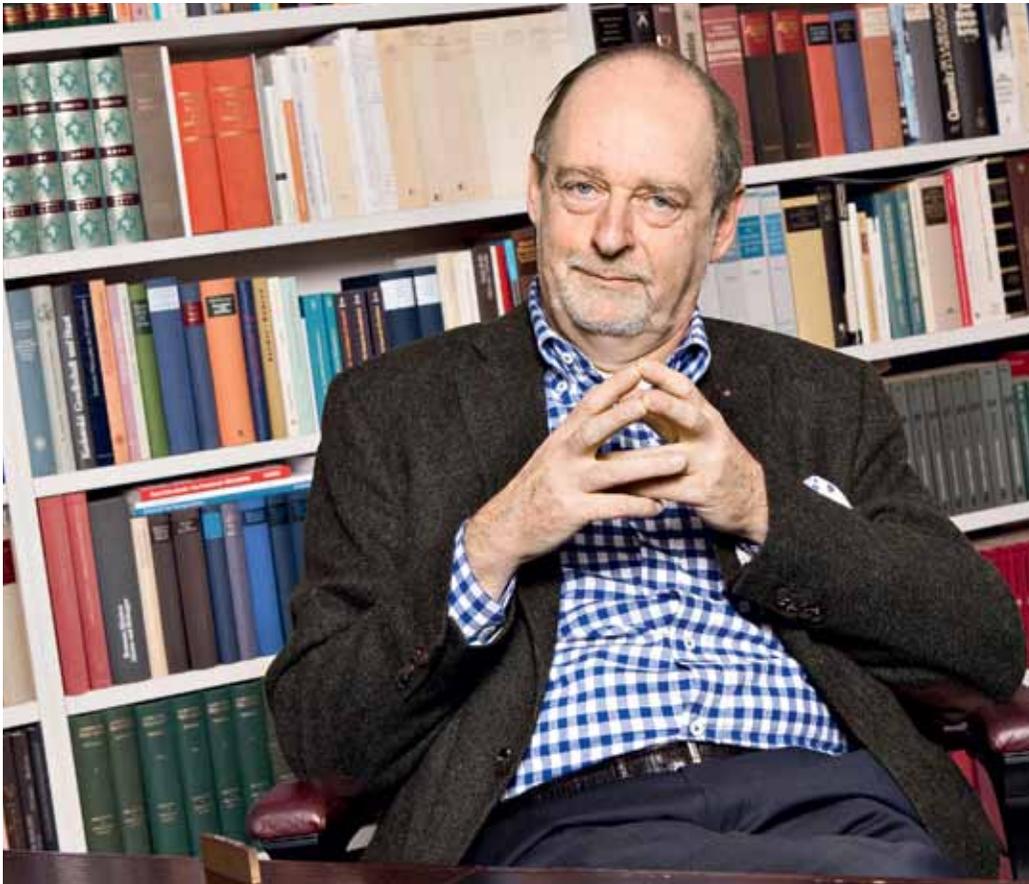
125  
Jahre

**BUCHERER**

1888

UHREN SCHMUCK JUWELEN

Basel Bern Davos Genève Interlaken Lausanne Locarno Lugano Luzern St. Gallen St. Moritz Zermatt Zürich  
Berlin Düsseldorf Frankfurt Hamburg München Nürnberg | Wien | Paris | [bucherer.com](http://bucherer.com)



«Radikales Umdenken»: Kulturjournalist Meyer. Seite 52

## Interview

### 52 «Es geht um den Sinn des Lebens»

Martin Meyer, Feuilleton-Chef der NZZ, hat ein Buch über Camus geschrieben. Was ist das Faszinierende am Werk des französischen Existenzialisten?

## Stil & Kultur

### 56 Stil & Kultur Peter Beard, Fotograf

### 58 Bestseller

### 58 Sie wollte, was noch niemals war

Ingeborg Bachmann und Max Frisch: Ihre Liebe war ein Experiment von tragischer Wucht

### 60 Top 10

### 60 Kino «Liberace»

### 61 Jazz Ralph Alessi

### 62 Namen Zurich Film Festival; «Art Inside» im «Baur au Lac»

### 63 Hochzeit Maria Klein, Partnervermittlerin

### 63 Thiel Die Zulassung

### 64 Wein Riesling Spätlese trocken Bopparder Hamm Feuerlay, 2012

### 64 Die Besten Edel beschwipst

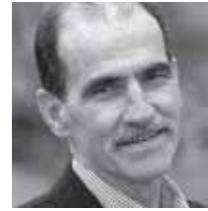
### 65 Auto Jaguar F-Type V8 S

### 65 Zu Tisch Tanja Grandits im Restaurant «Stucki», Basel

### 66 MvH trifft Veronica Ferres, Schauspielerin

## Autoren in dieser Ausgabe

### Peter Achten



Der Journalist und ehemalige «Tageschau»-Moderator hat sich als Auslandskorrespondent in Washington und später in Peking grossen

Respekt erarbeitet. In dieser Ausgabe erinnert er sich an den legendären vietnamesischen General Giap, der im Alter von 102 Jahren gestorben ist. Seite 46

### Güzin Kar



Die 42-jährige Regisseurin, Kolumnistin und Autorin gehört zu den originellsten Stimmen, wenn es um das Verhältnis zwischen den Geschlechtern geht. Die Bemerkungen von Roger Köppel in der letzten Ausgabe zum Thema «Frau und Mann» will sie nicht unwidersprochen lassen. Seite 39

## Neu im iKiosk!



Lesevergnügen jetzt auch unterwegs. Abonnenten haben unbeschränkten Zugriff auf alle Artikel, Bilder und Grafiken.

**DIE WELTWOCH**  
80 JAHRE QUALITÄT



TOYOTA

ALWAYS A  
BETTER WAY

# UND WIEDER KLASSENBESTER. DER TOYOTA AURIS HYBRID TOURING SPORTS.



## DER FORTSCHRITTLICHSTE KOMPAKT-KOMBI ALLER ZEITEN.

- Grösstes und variabelstes Platzangebot mit 530 bis 1658 Liter Laderaum.
- Einziger Vollhybrid-Kombi in der Schweiz. Auch mit Benzin- und Dieselmotoren erhältlich.
- Rekordverdächtig tiefe Verbrauchs- und Emissionswerte als Vollhybrid: 3,7 l/100 km und CO<sub>2</sub> 85 g/km – und das bei 136 PS Systemleistung.
- Leichte und schnelle Anpassung an unterschiedliche Transportanforderungen dank dem einfachen Toyota Easy-Flat-Sitzsystem.
- Modernste Infotainmentsysteme Toyota Touch® und Toyota Touch&Go®.
- Komplette Ausstattung schon bei der Basisversion. Inkl. Toyota Gratis-Service 6 Jahre/60'000 km.
- Der neue Auris Touring Sports bereits ab Fr. 20'300.–\*\* (inkl. Fr. 1'000.– Cash Bonus).

**Auris Hybrid Touring Sports ab Fr. 32'600.–\*. Mit 3,9% Leasing: Fr. 328.– pro Monat\*. Jetzt Probe fahren!**



[toyota-hybrid.ch](http://toyota-hybrid.ch)

\*Berechnungsbeispiel basiert auf dem Listenpreis (empfohlener Netto-Verkaufspreis inkl. MwSt.). **Auris Hybrid Touring Sports** Luna 1,8 VVT-i Hybrid Synergy Drive®, 100 kW (136 PS), 5-Türer, Fr. 32'600.–, Leasingzins Fr. 328,85, Ø Verbrauch 3,7 l/100 km, Ø CO<sub>2</sub>-Emissionen 85 g/km, Energieeffizienz-Kategorie A. Ø CO<sub>2</sub>-Emissionen aller in der Schweiz immatrikulierten Fahrzeugmodelle: 153 g/km. **\*\*Auris Touring Sports** Terra 1.33 Dual VVT-i 6-Gang-Getriebe manuell, 73 kW (99 PS), Fr. 21'300.– abzgl. Cash Bonus von Fr. 1'000.– = Fr. 20'300.–. Abgebildetes Fahrzeug: **Auris Hybrid Touring Sports** Sol 1,8 VVT-i Hybrid Synergy Drive®, 100 kW (136 PS), 5-Türer, Fr. 35'800.–, Leasingzins Fr. 361,15. **Leasingkonditionen:** effektiver Jahreszins 3,97%, Leasingzins pro Monat inkl. MwSt., Vollkaskoversicherung obligatorisch, Sonderzahlung 20%, Kautions vom Finanzierungsbetrag 5% (mindestens Fr. 1'000.–), Laufzeit 48 Monate und 10'000 km/Jahr. Weitere Berechnungsvarianten auf Anfrage. Eine Leasingvergabe wird nicht gewährt, falls sie zur Überschuldung des Konsumenten führt. Die Verkaufsfaktionen sind gültig für Vertragsabschlüsse bis 31. Oktober 2013 mit Inverkehrsetzung bis 31. Dezember 2013 oder bis auf Widerruf. Nur bei den teilnehmenden Toyota Partnern. Toyota Free Service beinhaltet kostenlose Servicearbeiten bis 6 Jahre oder 60'000 km (es gilt das zuerst Erreichte).

# DIE BESTEN DJ'S EXKLUSIV AUF



**DAVID GUETTA**  
JEDEN SAMSTAG 23 UHR



**BOB SINCLAR**  
JEDEN SAMSTAG 22 UHR



**PETE TONG**  
JEDEN SAMSTAG 24 UHR

# JETZT ÜBERALL

AUCH AUF **105 DAB+** (DIGITALRADIO), **105.CH**

## Was das Volk nicht will

Von Markus Schär — Die Politiker lassen das Volk darüber abstimmen, ob es nachts Bratwürste kaufen darf, aber nicht, ob es wegen der Energiewende sein Leben ändern muss.



Fehlender Strom: Energieministerin Leuthard.

Die Bundesrätin steht vor einem Haufen Elektroschrott. Und sie sagt: «Es gibt keine Abstimmung! Das dumme Volk kann ja das Referendum ergreifen.» Mit diesem Plakat warb der Informatiker Christian Riesen für seine Unterschriftensammlung gegen das Verteuern des Stroms für alle zugunsten der Alternativenenergie von einigen wenigen. Er musste die Werbung umgehend zurückziehen, denn selbstverständlich hat Doris Leuthard (CVP) das abschätzigste Adjektiv in Zusammenhang mit dem Wort «Volk» nie verwendet – sondern nur gedacht.

Am 4. September stellte die Bundesrätin die Botschaft zur Energiestrategie 2050 vor, ab nächsten Montag setzt sich die Kommission des Nationalrats mit der Vorlage auseinander. «Bundesrat und Parlament haben im Jahr 2011 den schrittweisen Ausstieg aus der Kernenergie beschlossen», hält die Landesregierung fest. Und weiter: «Die bestehenden fünf Kernkraftwerke sollen am Ende ihrer sicherheitstechnischen Betriebsdauer stillgelegt und nicht durch neue Kernkraftwerke ersetzt werden.» Den fehlenden Strom – also jene 40 Prozent des Verbrauchs, die heute von den fünf Kernkraftwerken kommen – sollen Alternativanlagen für erneuerbare Energie liefern. Die grossen Wasserkraftwerke, die seit einem Jahrhundert mit sauberem und sicherem Strom

den Landesbedarf zu mehr als der Hälfte decken, zählen nicht dazu.

Als Doris Leuthard den Medien ihre Massnahmen erläuterte, stellte die *Weltwoche* die Frage, die sich aufdrängt: Bundesrat und Parlament beschlossen 2011 nach der (Natur-)Katastrophe in Fukushima aufgewühlt und überstürzt den Atomausstieg, das Volk fragten sie nie – wann hat der Souverän also endlich etwas zu dieser Politik zu sagen?

«Damit das Volk möglichst unverfälscht seinen Willen kundtun kann, ist die komplette Vorlage unter ein referendumsfähiges Rahmengesetz zu stellen», forderte die SVP in der Vernehmlassung. Auch die FDP lehnt die «Salamitaktik» des Bundesrates ab und spricht sich für eine Volksabstimmung über das Gesamtpaket aus. Und Economiesuisse stellte – staatspolitisch richtig – fest, die Energiewende lasse sich als Paradigmenwechsel, der sich schlecht mit unserer liberalen Wirtschaftsordnung vertragen, nur gestützt auf die Bundesverfassung hinlegen. Also mit einer zwingenden Abstimmung von Volk und Ständen.

Energieministerin Leuthard stellte sich für die Forderung der bürgerlichen Parteien und der Wirtschaft taub und lächelte die Frage der *Weltwoche* weg. Das Umsetzen des Massnahmenpakets, erklärte sie, erfordert das Ändern von

»» Fortsetzung auf Seite 12

## Georgischer Traum



Kachaber Kaladse, Energieminister.

Auf die rasante Karriere des Energieministers Kachaber Kaladse, 35, fiel vor einigen Tagen ein tragischer Schatten, als einer seiner Leibwächter im Begleitkonvoi eine junge Fussgängerin zu Tode fuhr. Kaladse ist der ruhmreichste Georgier nach Stalin, bekannt durch seine Verteidigungskünste bei der AC Milan mit zwei Siegen in der Champions League sowie eine kurzzeitige Liebesaffäre mit Barbara Berlusconi, der Tochter des Klubbesitzers. Das Ereignis, das ihn traumatisierte und politisierte, war die Entführung seines Bruders Lewan. Trotz Zahlung von Lösegeld fünf Jahre quälende Ungewissheit, bis der Medizinstudent tot gefunden wurde. Seine Geschäftstüchtigkeit bewies «Kacha» Kaladse bereits in Mailand, als er das Traditionslokal «Giannino» kaufte, wo die Berlusconi-Entourage tafelte. Er gründete seine Invest-Firma, Kala Capital, und machte einen früheren Ministerpräsidenten zum Vorsitzenden. Die Geschäfte lenkten ihn so sehr ab, dass er in einem Länderspiel gegen Italien zwei Eigentore schoss. Selber in die Politik stieg er ein, als Aushängeschild des «Georgischen Traums», der Oppositionspartei des Oligarchen Bidsina Iwanischwili, die aus dem Stand die Parlamentswahlen gewann.

Der Publikumsliebbling, der mit zwanzig sein Geschichtsstudium abgebrochen hatte, wurde mit dem Posten des Ministers für Energie und Naturressourcen und des stellvertretenden Ministerpräsidenten belohnt. Weil Georgien kaum über Bodenschätze, hingegen über enorme Wasserkraftreserven verfügt, fand sich Kaladse in einen massiven Interessenkonflikt verwickelt. Vorausschauend hatte er eine 45-Prozent-Beteiligung an der Georgia Hydropower Construction Company erworben, die er einen Monat nach Regierungsantritt verkaufte. Georgien ist seit dem Fünftagekrieg im Südkaukasus im Jahre 2008 von Russland völlig isoliert (die Schweiz übt das Schutzmachtmandat aus). Kaladse will sein Land nach Westen öffnen und Tourismus und Landwirtschaft vorantreiben. Er versucht jetzt, ganz Patriot, Stalins Lieblingsweingut «Chwantschkara» vom US-Besitzer zurückzukaufen. Ein Energiebündel auf der Reservebank für den Präsidentenjob. Peter Hartmann

insgesamt zehn Gesetzen: So soll ein simples Sätzchen im Kernenergiegesetz festschreiben, dass es keine neuen Rahmenbewilligungen für Atomkraftwerke gibt. Gegen jedes dieser Gesetze, sagte Leuthard wörtlich, könne das Volk ja das Referendum ergreifen. Und das ganze Paket sieht sie als Gegenvorschlag zur Atomausstiegsinitiative der Grünen, die für das Abschalten der Kernkraftwerke Termine vorschreiben will.

Wenn es denn je zur Abstimmung kommt – die Grünen haben mehr erreicht, als sie sich erträumten, und werden ihre Initiative wohl zurückziehen –, kann das Volk also entscheiden: Kernkraftwerke abstellen oder auslaufen lassen? Zu den wirklich wichtigen Fragen hätte der Souverän weiterhin nichts zu sagen: Wollen wir auf den Atomstrom verzichten? Und wollen wir ihn durch teure, unzuverlässige Alternativenergie ersetzen?

### Zweidrittelmehr gegen Atomausstieg

Die Bundesrätin und der Bundesrat insgesamt wissen nur zu gut, weshalb sie sich um diese Abstimmung drücken: Das Volk hat sich noch gar nie für den Atomausstieg ausgesprochen. Die Volksinitiative «für eine Zukunft ohne weitere Atomkraftwerke» scheiterte 1984 an 55 Prozent Nein, jene «für den Ausstieg aus der Atomenergie» 1990 an 53 Prozent Nein, von den Ständen (17:6 beziehungsweise 16:7 dagegen) nicht zu reden. Und 2003 schmettete der Souverän die Volksinitiative «Strom ohne Atom – Für eine Energiewende und die schrittweise Stilllegung der Atomkraftwerke» gar mit Zweidrittelmehr ab. Selbst nach Fukushima fand sich in Meinungsumfragen keine Mehrheit für den Atomausstieg.

Es kommt im Moment aber nicht darauf an, ob das Volk neue Kernkraftwerke will. Sondern darauf, ob es einen kopflosen Totalumbau eines bewährten Energiesystems will. Wo die Stimmbürger tatsächlich als Souverän entscheiden können, in den Kantonen und den Kommunen, lehnen sie es auch nach Fukushima ab, die Energiepolitik nach den Glaubenssätzen auszurichten, laut denen Atomkraft und Klimawandel zum Weltuntergang führen.

Darum lassen uns Bundesrat und Parlament zwar darüber abstimmen, ob wir nachts zwischen eins und fünf im Tankstellenshop Bratwürste einkaufen wollen, aber nicht darüber, ob wir unser Leben ändern müssen. Die Politik zwang Christian Riesen dazu, als Einzelkämpfer die 50 000 Unterschriften gegen die Erhöhung der kostendeckenden Einspeisevergütung (KEV) für Alternativenergie zu sammeln. Er dürfte dabei scheitern, in zwei Wochen läuft die Referendumsfrist ab. Aber über die Energiewende muss das Volk abstimmen können – auf die Gefahr hin, dass Doris Leuthard danach tatsächlich vor einem Schrotthaufen steht.

Mehr zum Thema: Seite 24

## Diplomatie

# Mani pulite

*Von Max Frenkel — Auch wenn Titel in der Schweiz nicht so inflationär verliehen werden wie in Österreich, so geht der Trend doch klar in diese Richtung.*

Es gehört zu den Eigenheiten schweizerischer Politik, dass die Baumspitzen möglichst nie über den sie umgebenden Wald wachsen dürfen. So hat die Schweiz keinen Staatspräsidenten, sondern es ist das Siebnerkollegium, dem diese Rolle zukommt, selbst wenn dessen Präsident Bundespräsident genannt wird. Und früher reiste dieser Bundespräsident nie als solcher ins Ausland, nur als Departementschef. Der «höchste Schweizer» ist der Präsident der Vereinigten Bundesversammlung. Das jedoch nur im Inland.

Aber auch die Parlamentarier reisen gerne auf Staatskosten ins Ausland, um dort mit diesem und jenem zu sprechen. Besonders beliebt ist das bei den Mitgliedern der Aussenpolitischen Kommissionen der beiden Kammern und natürlich – früher einmal im Jahr – bei den Präsidenten von National- und Ständerat selbst. Es ist das eine besondere Form von Ferien, auch wenn die Absolventen sie jeweils als wertvolle Vernetzung und als Arbeit für die Interessen der Schweiz bezeichnen.

Besonders titelreich ist das Departement für auswärtige Angelegenheiten. Das Amt des Staatssekretärs lehnte das Volk in einer Abstimmung zwar ab. Wenn dennoch in Bern eine ganze Reihe «Staatssekretäre» herumlaufen, geht das darauf zurück, dass der Bundes-

rat gewissen Diplomaten den Titel jeweils «für den Gebrauch gegenüber dem Ausland» verleiht. Eine Einschränkung, die dann mit schöner Regelmässigkeit gegenüber dem Inland vergessen wird. Unseres Wissens ist nur ein einziger Staatssekretär wirklich ein solcher, weil hier der Titel eine gesetzliche Basis hat: Mauro Dell'Ambrogio, der Staatssekretär für Bildung, Forschung und Innovation.

### Endlich Botschafter

Auch die nächstuntere diplomatische Stufe hat eine vergleichbare Geschichte: Früher waren die Vertreter der Schweiz im Ausland Gesandte und nur in Ausnahmefällen – etwa in Paris – Botschafter. Heute haben sich die Botschafter verbreitet wie Sand im Wind – bis in die Bundesverwaltung hinein. Neuerdings ha-

---

Unseres Wissens ist nur ein einziger Staatssekretär wirklich ein solcher.

---

ben auch die Parlamentsdienste ihren eigenen Botschafter, der sich um die Aussenbeziehungen des Parlaments kümmern darf. Vorher war das einfach ein für solche Aufgaben abgestellter Mitarbeiter. Der Bundesrat wollte ursprünglich nicht so weit gehen. Wenn ihn das Parlament dennoch dazu gezwungen hat, ist das darauf zurückzuführen, dass sich dieses Jahr der Zirkel zwischen den Ambitionen der Parlamentsdienste und denjenigen der Parlamentarier geschlossen hat.

Der diesjährige Ständeratspräsident, Filippo Lombardi, war und ist ein besonders aktiver Auslandsreisender: Er besuchte im Mai Russland, um dann den Schweizer Pavillon an der Kunstbiennale in Venedig zu eröffnen. In Aserbaidschan und in der Ukraine war er im Juli und dann, noch im selben Monat, in Uruguay, Argentinien und Chile. Weiteres wird sicher noch folgen, denn auf einen solch aktiven Aussenpolitiker kann die Schweiz nicht verzichten. Auch wenn nicht ganz klar ist, worin denn seine Missionen eigentlich bestehen. In Lombardis Einschätzung waren sie immer sehr erfolgreich. Und diese Einschätzung hat denn auch der Vertreter der Parlamentsdienste öffentlich zur eigenen gemacht. Worauf ihm endlich der Botschaftertitel verliehen wurde.

Max Frenkel war langjähriger politischer Redaktor der *Neuen Zürcher Zeitung*.



Dekoriert: Ständeratspräsident Lombardi.

## Personenkontrolle

### Mörgeli, Tag, Condrau, Huffington, Plate, Hegglin, Widmer-Schlumpf

Lange hat die juristische Fakultät der Universität Zürich indigniert bis überheblich geschwiegen über die dilettantische Art, wie die Universitätsleitung die Causa **Christoph Mörgeli** handhabte. Spätestens seit Mörgeli die Rechtsprofessorin **Brigitte Tag** als Mitautorin des berühmten Jütte-Berichts über den Zustand der medizinhistorischen Sammlung geoutet hat, ist auch die Juristenfakultät ins Mobbing involviert. Brigitte Tag jedenfalls war über ihre Nennung wenig erfreut, und der Rechtsdienst der Universität strengte bei der Zürcher Staatsanwaltschaft ein Strafverfahren gegen Mörgeli wegen «Amtsgeheimnisverlet-



*Wenig erfreut:* Rechtsprofessorin Tag.

zung» an. Gut möglich, dass der Zürcher Verwaltungsfilz wieder zuschlägt: Der leitende Oberstaatsanwalt **Andreas Brunner** nimmt nämlich Lehraufträge am Lehrstuhl von Brigitte Tag wahr, genau wie der Stuttgarter Mörgeli-Gegner **Robert Jütte** oder der Zürcher Mörgeli-Gegner **Flurin Condrau**. Tag, Brunner und Condrau sind übrigens auch gemeinsam Referenten an einer 9500 Franken teuren Weiterbildung namens «MedLaw», wobei sich der suspendierte Condrau faktenwidrig «Direktor des medizinhistorischen Instituts» nennt. (*gut*)

Den Tweet schickte **Arianna Huffington** persönlich an ihre 1388 591 Followers: «What Switzerland can teach us about living better.» Der Artikel der *Huffington Post*, aufgehängt am «Human Capital Report» des WEF, ist tatsächlich lehrreich – auch für die Schweizer, denn sie lernen ein ganz neues Land kennen. Die Autorin **Carolyn Gregoire** schwärmt vor allem vom Schweizer Gesundheitswesen «mit den niedrigsten Staatsausgaben in der entwickelten Welt». Die Schweiz wende für ihr «Santésuisse system» nur 2,7 Prozent des BIP auf, einen Drittel vom Aufwand der USA. Die Schweizer zahlten deshalb nur 11,5 Prozent Bundessteuern, verglichen mit 35 Prozent in den USA. Zur



*Nachhilfe:* Chefredaktorin Huffington.

Jubelgeschichte passte halt nicht, dass vorwiegend die Kantone für das Gesundheitswesen aufkommen müssen und dass die Bürger die Prämien für die obligatorische Krankenversicherung zu den Steuern dazurechnen sollten – alles in allem ist das Schweizer Gesundheitssystem mit 11 Prozent des BIP nach jenem der USA das zweitteuerste der Welt, mit zweifelhafter Effizienz. Hauptsache, die Amerikaner zeigen sich beeindruckt. So staunte ein Kommentator: «Socialism works!» Die *Huffington Post* gibt's übrigens ab sofort auch auf Deutsch. **Christoph Plate**, ehemals Redaktor der *NZZ am Sonntag*, der aus dem hinterwäldlerischen Zürich ins weltläufige Ravensburg flüchtete und eine Streitschrift gegen die Schweiz hinterliess, kann also nachlesen, welches Paradies er verschmäht hat. (*sär*)

In ihrer Flatterhaftigkeit und Inkonsequenz hat die CVP, die sich gerne Familienpartei nennt, den Zustand hochgradiger Schizophrenie erreicht. So betete ausgerechnet **Peter Hegglin**, als Zuger Finanzdirektor das Aushängeschild der kantonalen CVP, am Dienstag im Duett mit Finanzministerin **Eveline Widmer-Schlumpf** (BDP) die Argumente gegen die «Familieninitiative: Steuerabzüge auch für Eltern, die ihre Kinder selber betreuen» herunter, über die im November abgestimmt wird. Die Zuger CVP allerdings rühmt sich auf ihrer Website, einer ihrer ganz grossen Erfolge der letzten Jahre sei gewesen, dass der «Kinderabzug nicht nur für fremd-, sondern auch für selbstbetreute Kinder» gewährt werde. CVP-Hegglin bekämpft in Bern mit Eifer, was CVP und Hegglin in Zug stolz propagiert und eingeführt haben. (*upe*)



*Flatterhaft:* CVP-Finanzdirektor Hegglin.

## Nachruf



*Angenehm uneitel:* FDP-Politiker Freitag.

**Pankraz Freitag (1952–2013)** — Bevor er in die Politik ging, war Pankraz Freitag Lehrer. Mathematiklehrer an der Kantonsschule. Und erst noch einer, der so gut erklären konnte, dass er nebenbei halben Klassen von überforderten Lehrerkollegen Nachhilfe erteilte. Ruhig, sachlich, falls nötig auch dreimal. Und so politisierte er auch: zunächst als Glarner Landrat, dann als Regierungsrat und schliesslich – vielleicht in seiner passendsten Rolle – als Ständerat. Bloss eines war er dabei nie: oberlehrerhaft. Der Sernftaler Bergbauernsohn war so bescheiden, integer, pflichtbewusst, dass es fast nur als Verklärung klingen kann – ausser für jene, die ihn wirklich kannten. Zugleich war dem Mathematiker Freitag schlecht ein X für ein U vorzumachen, erst recht nicht in der Energie- und in der Finanzpolitik. Er liess sich Zeit mit seinem Urteil, aber wenn es stand, dann hielt er stand, auch bei medialem Gegenwind.

Freitags Witz war trüf, doch den sparte er lieber für private Runden auf. Die Talkshow-Tour überliess er gerne seinem Glarner Ständeratskollegen This Jenny. Natürlich fühlte er sich geschmeichelt, als ihn 2012 so viele Parteikollegen zum neuen FDP-Präsidenten küren wollten; doch er war nüchtern genug, dieser Verlockung zu widerstehen. Er wäre nicht mehr er selbst gewesen. Die Spezies des angenehm uneiteln und unaufgeregten Politikers, dessen Leidenschaft in der Sache liegt, ist ohne ihn noch rarer geworden. Pankraz Freitag ist in der Nacht auf den 5. Oktober überraschend gestorben.

*Martin Beglinger*

# Afrikas Schuld, Afrikas Pflicht

Von Roger Köppel — Es gibt keine schuldgetriebene Verpflichtung für Europa, alle Afrikaner aufzunehmen, die im Norden ein besseres Leben suchen. Im Gegenteil: Der demografische Druck wird die EU zwingen, die Grenzen wasserdicht zu machen.



Schuldkomplexe sind fehl am Platz: Flüchtlinge in Lampedusa.

Schuldgefühle haben nichts mit Verantwortungsbewusstsein zu tun, und Betroffenheit kann leicht in Heuchelei umschlagen. Das sind die ersten Gedanken, die einen befallen, wenn man sich die Reaktionen auf das Flüchtlingsdrama vor der italienischen Mittelmeerinsel Lampedusa vor Augen führt.

Politiker und Kirchenhäupter, Kommentatoren und Brüsseler EU-Funktionäre waren sich in ihren wohlfeilen Selbstanklagen schnell einig: Der Bootsunfall vor Lampedusa ist eine Schande für Europa. Die EU-Staaten müssen schleunigst etwas unternehmen. Gefragt sind nicht nur «offene Geldbeutel und offene Herzen», wie sich eine EU-Kommissarin ausdrückte, sondern vor allem «offene Grenzen» für die nachrückenden «Hungermigranten» aus dem Süden. Italiens Staatspräsident Napolitano denkt bereits darüber nach, die restriktiven Einwanderungsgesetze seines Landes zu lockern. Migrationsministerin Cécile Kyenge will die illegale Einreise gänzlich

entkriminalisieren. Dass sich die italienischen Grenzwächter korrekterweise an die Gesetze hielten und nicht alle Illegalen reinliessen, wird ihnen heute als flagrante Unmenschlichkeit ausgelegt.

Auch Schweizer Meinungsmacher konnten der Versuchung nicht widerstehen, das Bootsunglück für eine Vorführung ihrer eigenen Hochmoral zu nutzen. Der Einsiedler Abt Werlen fordert «Anteilnahme» statt «Abschottung», «mehr Grossmut als Gleichgültigkeit». Der Solothurner Freisinnige Kurt Fluri will den Flüchtlingen wieder erlauben, ihre Asylanträge auf Schweizer Botschaften im Ausland zu stellen. Bundesrätin Sommaruga, oberste Schweizer Flüchtlingspolitikerin, lobte im Angesicht des Unglücks feinsinnig den Nutzen der Migration für die Schweiz. Die Signale sind eindeutig: Jeder Afrikaner, der die Debatte verfolgt, muss sich bei so viel Entgegenkommen ermutigt fühlen, die Reise in den Norden jetzt erst recht anzutreten.

Wer die Sache nüchtern betrachtet, kommt um zwei Feststellungen nicht herum.

Erstens: Das Flüchtlingsdrama vor Italien ist ein Sinnbild des totalen Scheiterns der Entwicklungshilfe. In den letzten sechzig Jahren pumpten die Industrienationen insgesamt 1000 Milliarden Franken an Steuergeldern in den Schwarzen Kontinent mit dem Ziel, erträgliche Lebensbedingungen für die dortigen Bevölkerungen zu schaffen und sie davon abzuhalten, in den Norden zu fliehen. Heute sind weltweit laut Uno-Berechnungen 232 Millionen Flüchtlinge unterwegs, die meisten davon aus Afrika und dem Nahen Osten. Vor zwanzig Jahren waren es 175 Millionen Flüchtlinge. Die afrikanische Armut, das Elend, hat nicht ab-, sondern zugenommen. Wenn es Fortschritte gibt, dann sind sie interessanterweise in jenen Ländern an der afrikanischen Ostküste zu beobachten, wo seit kurzem die Chinesen mit einem rabiaten kapitalistischen Ansatz, geradezu neokolonialistisch, auf Un-

ternehmertum und funktionierende Strukturen setzen, die sie selber schaffen.

Zweitens: Europa ist nicht in der Lage, die eigenen Aussengrenzen zu sichern. Wären die Grenzen dicht, würde den kriminellen Schleppern das Geschäft wegbrechen. Solange es Lücken gibt und die Weigerung, die Flüchtlinge wieder in ihre Herkunftsländer zurückzuführen, keimt die Hoffnung. Eine Überfahrt kostet laut Presseberichten rund 2000 Dollar pro Kopf. Es sind also keine «Hungerflüchtlinge», die kommen, sondern Leute, die sich die Investition leisten können. Wer investiert, kalkuliert. Je unsicherer der Erfolg des Unternehmens, desto geringer ist die Bereitschaft, es zu wagen. Durch den Grad seiner Entschlossenheit, die Flüchtlinge abzuwehren, entscheidet Europa über die Existenz der verbrecherischen Schlepperei. Umgekehrt gilt: je offener die Grenzen, desto zahlreicher die Flüchtlinge.

Die meisten Afrikaner kommen aus wirtschaftlichen Gründen. Sie sehen im Norden bessere Perspektiven. Alleine die Tatsache, dass immer mehr Flüchtlinge kommen, ist der Beweis, dass die Entwicklungshilfe allenfalls das Gewissen der Spender beruhigt, aber ihr eigentliches Ziel verfehlt.

Nach sechzig Jahren Entwicklungshilfe steht Afrika schlechter da als je zuvor. Der Anteil Afrikas am Welthandel halbierte sich seit dem Zweiten Weltkrieg, die Zahl der Leute, die pro Tag mit weniger als zwei Dollar auskommen müssen, explodierte. Die Entkolonialisierung brachte massive Wohlstandsverluste, die durch die Entwicklungshilfe noch verschärft wurde.

Beispiele: Ghana wurde 1957 unabhängig. Die ehemalige Kolonie hatte keine Schulden und verfügte über Guthaben im Ausland. Das Bildungssystem war vorbildlich, die Infrastruktur in bestem Zustand. Das Pro-Kopf-Einkommen entsprach demjenigen in Spanien. Ghana war der weltgrößte Kakao-Produzent und lieferte Tropenhölzer sowie Gold auf den Weltmarkt. Heute lebt die Hälfte der 17 Millionen Ghanaer in Armut. Laut dem Afrika-Experten Volker Seitz sind 43 Prozent der Bevölkerung Analphabeten. Nicht ausländische «Imperialisten», sondern hausgemachte Führer plünderten den einst blühenden Staat aus. Mittlerweile herrschen wieder demokratische Zustände, doch der Wohlstand von einst muss erst mühsam wieder erarbeitet werden.

### Afrika profitierte vom Kolonialismus

Schuldkomplexe sind fehl am Platz. Wie der Ökonom Lord Peter Bauer in seinem Standardwerk «Equality, the Third World, and Economic Delusion» schon Ende der siebziger Jahre darlegte, brachte der Einfluss der Kolonialmächte Afrika mehr Segen als Unheil. Das ist nicht weiter erstaunlich, denn es profitieren die Schwächeren, wenn entwickelte auf weniger entwickelte Gesellschaften treffen.

» Fortsetzung auf Seite 16

## Afrika

# Weniger Geld ist bessere Entwicklungshilfe

Das Beispiel von Somaliland zeigt, dass Eigenverantwortung das bessere Rezept gegen Armut ist. Von Pierre Heumann



Erfolgsgeschichte: Werbung in Somaliland.

Sein Name erinnert an Somalia, den gescheiterten Staat, aus dem seit 1991 mehr als eine Million Menschen geflüchtet sind. Im Gegensatz zu Somalia ist Somaliland eine Erfolgsgeschichte. Es hat sich 1991 von Somalia losgesagt. Seither verdankt es sein Fortkommen vor allem dem Umstand, dass es ohne staatliche Zuwendungen aus dem Westen auskommen muss.

Somaliland hat eine eigene Währung, eine Zentralbank, eine Flagge, eine Nationalhymne und ein eigenes Internet-Kürzel. Aber für die Welt existiert Somaliland nicht. Es wird weder von den Nachbarn noch vom Rest der Welt anerkannt. Was sich als grosser Vorteil für Somaliland erweist.

Einem Land, das er nicht anerkennt, kann der Westen kein Geld überweisen. Somaliland erhält deshalb kaum Entwicklungshilfe. Es ist auf sich selber gestellt.

Die Regierung muss die Gelder, die sie ausgeben will, bei den Bürgern einsammeln. Sie kann die Verantwortung für das Budget nicht auf andere abschieben; mehr ausgeben, als aus eigenen Mitteln aufgebracht werden kann, geht nicht. Anders als die meisten Länder auf diesem Globus kann Somaliland deshalb behaupten: «Wir sind schuldenfrei!» Über Zinszahlungen oder schmerzliche Konzessionen an den Wäh-

rungsfonds braucht sich Somalilands Finanzminister keine Gedanken zu machen.

Weil die Bürger für die Ausgaben des Staates aufkommen müssen, verlangen sie politische Mitsprache. Sie wollen wissen, wozu ihre Politiker die Somaliland-Schillinge ausgeben. Sie verlangen Transparenz, dulden keine Korruption, und sie wollen bei Entscheidungen über den Staatshaushalt mit einbezogen werden. In einer Gesellschaft der Stämme bedeutet das: Die Clans müssen in die Politik eingebunden werden. Damit ist eine wichtige Voraussetzung für stabile Verhältnisse erfüllt.

Anders als Somalia sorgt Somaliland, das etwa dreimal so gross wie die Schweiz ist, immer wieder für positive Schlagzeilen. «Weniger Geld hat in Somaliland zu mehr Demokratie geführt», titelte zum Beispiel ein Blogger im *Guardian* vor zwei Jahren, und die *Zeit* schrieb im August: «Glück im toten Winkel der Welt». Im September berichtete die *Financial Times* über Somalilands Pläne, aus der Hafenstadt Berbera einen regionalen Hub zu machen. Geschenkt wird dem Land nichts. Bevor die Wirtschaft bei privaten Investoren Gelder aufnehmen kann, muss die Rentabilität des Projektes nachgewiesen werden.

Somalia liefert demgegenüber ein Paradebeispiel für die verheerenden Folgen einer vermutlich gutgemeinten Entwicklungspolitik. In den Jahren 1991 bis 2001, so rechnet das amerikanische Magazin *Foreign Policy* vor, habe Somalia der Welt eine Finanzlast von 55 Milliarden Dollar aufgebürdet. Die Summe setzt sich aus Entwicklungshilfe, nicht zurückbezahlten Weltbankkrediten und den Folgen der Piraterie zusammen. Die Milliarden haben Somalia nicht verbessert. Weil immer wieder Geld ins Land strömte, ohne dass Anstrengungen nötig waren, wurden in Somalia keine Investitionsanreize geschaffen, um die Produktivität und damit das Pro-Kopf-Einkommen zu erhöhen. Die ökonomische Rückständigkeit wurde nicht überwunden und die perpetuierte Misere als Argument benutzt, um vom Westen noch mehr Hilfe zu verlangen. Zudem wird, angesichts der Tragödie von Lampedusa, eine Öffnung von Europas Grenzen für Flüchtlinge gefordert. Dabei zeigt gerade das Beispiel von Somaliland, dass afrikanische Eigenverantwortung das bessere Rezept ist.

# Ahnungslos

Von Henryk M. Broder — Flüchtlinge aus Afrika in der EU, dem «Hort des Friedens und der Freiheit».



Im Juli 1938 trafen sich in Evian am Genfersee Vertreter von 32 Nationen, um zu beraten, wie den von den Nazis bedrohten und bedrängten Juden in Deutschland und

Österreich geholfen werden könnte. US-Präsident Franklin D. Roosevelt hatte die Konferenz initiiert, nachdem die Zahl der jüdischen Asylsuchenden angestiegen war, auch deswegen, weil die Briten im November 1937 mit Rücksicht auf die Araber die Einwanderungsbestimmungen für Palästina verschärft hatten.

Die Konferenz dauerte zehn Tage und endete ergebnislos. Kein europäisches Land war bereit, den deutschen und österreichischen Juden Zuflucht zu gewähren. Im Gegenteil, die Vertreter einiger Länder wiesen auf ihr eigenes «Judenproblem» hin, andere meinten, die Aufnahme von Juden würde nur den Antisemitismus in ihren Ländern befördern. Die Botschaft an die Nazis war klar: Wir werden euch nicht stören. Die «Endlösung der Judenfrage» konnte beginnen.

75 Jahre später steht Europa fassungslos an einem Massengrab, in dem einige hundert Afrikaner ruhen, die bei dem Versuch, Europa zu erreichen, ertrunken sind. «Wie konnte es zu dieser Tragödie kommen?», fragen Vertreter der EU, die für die Zustände mitverantwortlich sind. Er habe nicht gewusst, sagte Elmar Brok, ein einflussreicher EU-Parlamentarier, in der Sendung «Hart, aber fair», dass italienische Fischer, die Flüchtlinge retten, bestraft würden. Zur gleichen Zeit räsonierte Martin Schulz, der Präsident des EU-Parlaments, im «Heute-Journal», es könne doch kein grosses Problem sein, zehntausend Flüchtlinge auf 500 Millionen Europäer zu verteilen – als wäre damit das Problem gelöst und als wäre es den Flüchtlingen egal, ob sie in Deutschland und Holland oder in Rumänien und Bulgarien aufgenommen würden.

Nun ist Europa, so hören wir immer wieder, ein Hort des Friedens und der Freiheit. Vor einem Jahr wurde die EU sogar mit dem Friedensnobelpreis ausgezeichnet. Die Afrikaner, die solchen Flötenklängen auf den Leim gegangen sind, haben dafür mit ihrem Leben bezahlt. Sie waren nicht die Ersten und werden nicht die Letzten gewesen sein. Schulz, geben Sie den Nobelpreis zurück!

>>> Fortsetzung von Seite 15

Wie die Erfindung des Computers unmittelbar all jenen zugutekommt, die noch keinen Computer kannten, so nützt einem ärmeren Land die Beziehung zu einem reicheren Land. Wäre es nicht so, müsste man den internationalen Handel und die damit einhergehenden Verflechtungen abschaffen. Lord Bauer: «Wo immer es die Umstände in Afrika während der Kolonialzeit erlaubt haben, führten die vom Westen etablierten wirtschaftlichen Kontakte dazu, dass die schlimmsten Krankheiten beseitigt und Hungersnöte verringert oder gar ausgerottet wurden. Die Wirtschaftsbeziehungen brachten eine höhere Lebenserwartung und bessere Lebensstandards.» Herausragendes Beispiel für den Erfolg des Kolonialismus ist die einstige britische Kronkolonie Hongkong. Umgekehrt waren einige der ärmsten Regionen nie westliche Kolonien: Afghanistan, Tibet oder Liberia. Europa ist nicht schuld an der Misere der Dritten Welt.

Natürlich gab es Untaten. Doch selbst der vom belgischen König Leopold teilweise misshandelte Kongo hatte zur Zeit seiner Unabhängigkeit eine exportorientierte Landwirtschaft und einen konkurrenzfähigen Bergbau. Industriell war das Land Brasilien voraus. Noch in den sechziger Jahren wiesen Nigeria oder Burkina Faso ein höheres Pro-Kopf-Einkommen auf als China oder Südkorea.

## Die Sache mit dem Sklavenhandel

Nicht einmal der westliche Sklavenhandel, der schlimm war, darf als Ursache afrikanischer Rückständigkeit gelten. Zum einen: Die ärmsten Zonen Afrikas wurden davon nie berührt. Zum andern: Der Sklavenhandel zwischen Afrika und dem mittleren Osten war viel älter als der atlantische Sklavenhandel Afrikas mit Spanien und Amerika. Der Westen begann die Sklaverei nicht, aber er beendete sie. Trotzdem hielt sich in Europa und Amerika ein schlechtes Gewissen, nicht aber bei Afrikanern und Arabern, die viel länger Sklavenhandel trieben.

Europa ist nicht verantwortlich für Afrikas Misere, also trägt Europa auch keine Verantwortung für die Menschen, die der afrikanischen Wirtschaftsmisere entfliehen wollen, anstatt sie durch Leistung und Anstrengung zu beheben. Eigentlich hätte der Kontinent beste Voraussetzungen für eine erfolgreiche Industrialisierung, doch es scheint bis jetzt an den industriellen Mentalitäten und Neigungen zu mangeln.

Die schlimmste Auswirkung der Entwicklungshilfe ist, dass sie das Leben der Hilfsempfänger fundamental politisiert. In allen Ländern, die Entwicklungshilfe kassieren, wird die Politik übermächtig. Sie entscheidet, wer wie viel bekommt. Anstatt sich um produktive unternehmerische Aufgaben zu kümmern, müssen sich die Leute um die Gunst der Politiker

und Bürokraten bemühen. Man bringt sich vor den Herrschern in Sicherheit oder man profitiert – indem man sie besticht. Korruption ist angewandte Entwicklungshilfe.

## Die Kraft, Afrika sich selber zu überlassen

Trotz der Erkenntnis, dass die Entwicklungshilfe nicht nur nichts brachte, sondern Korruption und Misswirtschaft förderte, fehlt dem Westen die Kraft, Afrika sich selber zu überlassen. Wenn unter Würde die Eigenschaft des Menschen verstanden wird, seinen Lebensunterhalt selber zu bestreiten, ohne auf Almosen angewiesen zu sein, dann wäre die sofortige Einstellung der Entwicklungshilfe ein entscheidender Schritt zur Wiederherstellung der Würde Afrikas und seiner Bewohner.

Führende europäische und auch Schweizer Politiker verlangen angesichts des Unglücks von Lampedusa jedoch eine Vertiefung der Entwicklungshilfe sowie eine weitere Öffnung der europäischen Grenzen. Die Forderungen sind verantwortungslos, ja zynisch aus verblendetem Idealismus. Genau diese Massnahmen würden das Unheil vergrössern, das man angeblich bekämpfen will. Europa kann nicht die Probleme Afrikas lösen. Die Ansage, mehr Flüchtlinge aufzunehmen, ist nicht nur naiv, sondern angesichts überschuldeter Staatskassen und einer Jugendarbeitslosigkeit, die in manchen Zonen Europas 50 Prozent beträgt, sozialpolitisch brandgefährlich.

Man muss die demografischen Realitäten sehen: 1950 hatte Europa 547 Millionen Einwohner, Afrika 227 Millionen. Fünfzig Jahre später betrug die Bevölkerungszahl Europas 733 Millionen, während in Afrika bereits über eine Milliarde Menschen lebten. Die Uno prognostiziert, dass im Jahr 2050 691 Millionen alternde Europäer rund zwei Milliarden durchschnittlich viel jüngeren Afrikanern gegenüberstehen. Bleibt das Wohlstandsgefälle, wie es ist (woran kaum Zweifel bestehen), werden sich künftig noch gewaltigere Migrationsströme über Europa ergiessen.

Die Lampedusa-Flüchtlinge stammten hauptsächlich aus Eritrea und Somalia. Das ist kein Zufall. Beide Staaten weisen laut Uno-Statistiken («Population Division») ein enorm dynamisches Bevölkerungswachstum auf. Die institutionell verwüsteten Länder sind für nachstossende Generationen kein verlockendes Territorium. So lange man mit einer gewissen Chance auf Erfolg in Europa landen kann, bleiben die Anreize für eine Massenmigration erhalten. Der demografische Druck aus Afrika wird zunehmen, und Europa kann nicht einfach die Tore öffnen, ohne seine kulturelle Identität zu verlieren.

Fazit: Die europäischen Grenzen gegen Afrika müssen dichtgemacht werden. In der heutigen Form funktioniert Schengen nicht. Entweder man baut eine echte zentralistische Grenzsicherung auf in der Verantwortung Brüssels,

oder aber man gibt die Verantwortung den Mitgliedstaaten zurück und führt die alten Landesgrenzen wieder ein. Heute haben Italiener, Griechen oder Spanier keinen Anlass, die Flüchtlinge aufzunehmen oder zu registrieren. Sie lassen sie weiterziehen, damit sie zum Problem der anderen werden.

Die Frage stellt sich, ob man das Mittelmeer überhaupt dichtmachen kann. Viele Experten verneinen dies. Tatsache ist, dass im Ersten Weltkrieg die britische Kriegsmarine eine sehr wirksame Seeblockade gegen das von den Deutschen beherrschte Europa zustande brachte. Was damals ohne Radar und mit primitiver Navigation in der nebligen Nordsee gelang, sollte im sonnigen Mittelmeer bald hundert Jahre später durchaus möglich sein.

Folgt Europa den Empfehlungen des Papstes, der EU-Kommission, der Uno und der veröffentlichten Meinung, wird man das Asylrecht ausbauen, die Einreisegesetze lockern und die Grenzen öffnen. Die Folge wäre eine stetig bis massiv wachsende, demografiegetriebene Wirtschaftsmigration mit Flüchtlingen, die im klassischen Sinn keine an Leib und Leben bedrohten Flüchtlinge sind, sondern Menschen, die es verlockender finden, im nahe gelegenen Europa ihr Glück zu suchen, als sich zu Hause mit dem mühseligen Aufbau ihrer verwüsteten Heimatstaaten zu beschäftigen. ○

## Flüchtlinge

# Die Implosion der Schweiz – ein Szenario

Während in Syrien ein von den Saudis und der Türkei initiiertes Bürgerkrieg tobt, die USA gleichzeitig von Jordanien aus gegen das Assad-Regime Spezialeinheiten einsetzen und den Druck gegen den Iran durch ihre Armada im Persischen Golf aufrechterhalten, sieht es danach aus, als ob nach dem Sturz des Assad-Regimes radikale Salafisten, aber auch Al-Qaida-Kämpfer des Islamic State of Iraq and Levante die Macht in Syrien an sich reißen könnten.

Der ägyptische Präsident Mursi ist gestürzt worden. Die Herrschaft der Muslimbrüder ist beendet. Nun tobt ein Machtkampf zwischen den Muslimbrüdern und der Armee. Die Möglichkeit, dass dadurch Staat und Wirtschaft zusammenbrechen, erscheint plausibel. In der Folge könnte Ägypten nur noch die Hälfte seiner Einwohner versorgen. Dann würden 20 bis 40 Millionen Ägypter nach Europa wandern. Dazu kämen 2 Millionen Christen aus dem zerfallenen Syrien und vermutlich weitere Millionen Menschen aus Tunesien, dem Libanon und aus Somalia.

Während sich diese Entwicklung bereits abzeichnet, ist die EU immer noch mit der Euro-Krise konfrontiert. Gleichzeitig hat in den östlichen (Rumänien, Ungarn) und südlichen Randgebieten der EU ein wirtschaftlicher Zerfallsprozess eingesetzt. Diese Staaten sind mit der Masseneinwanderung aus Nordafrika, Syrien und Somalia konfrontiert. Ein Zusammenbruch der Volkswirtschaften Spaniens, Portugals und Griechenlands ist denkbar.

Italien dürfte diese Menschenbewegungen weiterhin nach Norden leiten. Durch diesen Flüchtlingsstrom könnte die Schweiz in naher Zukunft mit 5 bis 10 Millionen Asylsuchenden aus Nordafrika, dem Mittleren Osten und Somalia konfrontiert sein. Bereits heute ist Bern mit der Bewältigung dieser Aufgabe überfordert. Bei stark steigenden Asylzahlen wären die unterbesetzten kantonalen Polizeikörper nicht mehr funktionsfähig. Staat, Wirtschaft und Gesellschaft der Schweiz dürften als Ergebnis einer solchen Entwicklung schnell kollabieren.

*Albert A. Stahel*

# Sympany entlastet ihre Versicherten mit 21 Millionen Franken.



offerte verlangen und  
profitieren:  
0800 455 455  
[www.sympany.ch/  
profitieren](http://www.sympany.ch/profitieren)

## Das Leben sollte wieder einfacher werden.

Sympany Kunden profitieren doppelt: Überschüsse aus den Spitalzusatzversicherungen zahlen wir ihnen aus. Zusätzlich senken wir die Prämien für Spitalzusatzversicherungen auf 2014 erneut, nach 2012 zum zweiten Mal. 21 Millionen Franken fliessen so insgesamt an unsere Versicherten zurück. [www.sympany.ch](http://www.sympany.ch)

 **sympany**  
versicherungen



# Neujahr im «Paris des Ostens»

Erleben Sie das weltberühmte Silvesterfeuerwerk von Budapest – exklusiv für Weltwoche-Leser auf der Silvesterreise.

Auf einer Schifffahrt durch die Lichter der Nacht, am Konzert eines Zigeunerorchesters, beim Spaziergang am Fuss des Gellértbergs mit seinen pompösen Bädern oder beim Besuch eines kaiserlichen Kaffeehauses: So romantisch können Sie in der Donaumetropole das alte Jahr ausklingen lassen. Das Jahr 2014 begrüßen Sie nach einem edlen Silvesterdinner in der Fischerbastei mit dem spektakulären Silvesterfeuerwerk an der Kettenbrücke.

## Highlights der Silvesterreise:

- Auf einem gemieteten Schiff erkunden Sie beim festlichen Dinner die funkelnde Donaumetropole.
- Kaiserliche Kaffeekultur erwartet Sie im geschichtsträchtigen Literatencafé «New York», dem Traditionshaus «Gerbaud» und in der Konditorei «Augustz».
- Die hundert Musiker des Budapester Zigeunerorchesters verzaubern Sie mit temperamentvollen Melodien.

- Neben einer ungarischen Weinverkostung lädt eine Schnapsbrennerei zum Degustieren ein.
- Silvesterdinner im renommierten Restaurant «Halászbástya» in der Fischerbastei mit herrlichem Ausblick.
- Neujahrsidylle in Szentendre mit den verwinkelten Gassen und den farbenfrohen Häusern – ideal für den entspannten Start ins neue Jahr.
- Auf Wunsch können Karten für die Budapester Neujahrskonzerte im Palast der Künste organisiert werden.
- Spaziergang auf dem Prachtboulevard Andrassy zum Parlamentsgebäude mit exklusiver Führung.
- Süsse Versuchung im ersten Pester Strudelhaus, wo Sie bei der Herstellung der hausgemachten Strudel selbst Hand anlegen können.
- Kulinarischer Abschied mit ungarischen Nationalgerichten vom kreativen Chefkoch Lajos Biró im «Bock Bisztró».

## Weltwoche-Spezialangebot

### Neujahr im «Paris des Ostens»

Silvesterreise nach Budapest vom 29. Dezember 2013 bis zum 3. Januar 2014

### Reisearrangement:

Für Abonnenten: Fr. 3400.–

Für Nichtabonnenten: Fr. 3600.–

### Detailprogramm/Anmeldeformular:

Weitere Informationen zur Reise finden Sie unter [www.weltwoche.ch/platinclub](http://www.weltwoche.ch/platinclub).

### Anmeldung:

Bitte setzen Sie sich direkt mit dem Veranstalter in Verbindung.

### Veranstalter:

Cotravel in Allschwil BL  
Expertenreisen-Spezialist  
[www.cotravel.ch](http://www.cotravel.ch)  
Telefon: 061 308 33 00  
Mail: [cotravel@cotravel.ch](mailto:cotravel@cotravel.ch)

[www.weltwoche.ch/platinclub](http://www.weltwoche.ch/platinclub)



# Obamas Reform mit Folgen

Von Hansrudolf Kamer — Trotz Regierungsstillstand startet «Obamacare». Niemand hat den Überblick. Die Reform ist unpopulär, die politische Blockade allerdings auch.



WELCOME to the PPACA, the Patient Protection and Affordable Care Act. We're open for business!» Die frohe Botschaft kam genau an dem Tag, als ungefähr siebzehn Prozent der Angestellten der ameri-

kanischen Bundesregierung auf Anordnung von Präsident Obama wegen des Budgetstreits ihre Arbeit niederlegten.

Amerika erscheint durch die europäische Brille als sozial rückständig. Mit Horror blicken überversicherte Europäer über den Atlantik und lassen sich sagen, dass wohl vierzig Millionen Amerikaner keine Krankenversicherung haben, im Notfall nicht behandelt werden. Was sich als politischer Zankapfel unter dem Namen «Obamacare» verbirgt, ist keine neue staatliche Krankenkasse oder Versicherung. Es ist ein Gesetz mit einem Konvolut von Ausführungsbestimmungen, das die Rahmenbedingungen für die Kassen neu regelt. Geöffnet sind seit Monatsanfang sogenannte *exchanges*, staatliche Börsen, bei denen sich Versicherungswillige anmelden können, um allfällige Vergünstigungen zu erlangen.

Das amerikanische Gesundheitswesen ist so verschachtelt, dass kaum jemand den Durchblick hat. Schon die Zahlen sind umstritten. Was sich ohne Anspruch auf Vollständigkeit oder messerscharfe Präzision sagen lässt: 86 Prozent der unter 65-Jährigen sind krankenversichert (über den Arbeitgeber, über eine Gruppenversicherung oder individuell privat).

## «Todesspirale» im Visier

Etwa fünfzig Millionen Amerikaner erhalten Medicaid-Zuschüsse (Medicaid ist das Gesundheitsprogramm für Bedürftige). Ungefähr gleich viele profitieren von Medicare, der Krankenversicherung für Senioren. CHIP garantiert die Grundversorgung für Kinder in Familien mit zu hohen Einkommen für Medicaid. Dann gibt es jene, die gleichzeitig von Medicaid und Medicare profitieren – die armen Alten, etwa neun Millionen.

Der PPACA – Amerikaner lieben ihre Akronyme – legt fest, dass Versicherungen künftig keine Antragsteller ablehnen dürfen, die bereits krank sind oder chronische Gebrechen haben. «Obamacare» verordnet deshalb das be-

rühmte «individual mandate»: Wer sich nicht versichert, muss eine Busse zahlen. Das ist eine Art Obligatorium, aber eben auf typisch amerikanische Weise. Die Gesetzesschöpfer hatten die sogenannte Todesspirale im Visier: Wenn alle Unversicherten zuwarten, bis sie krank sind, und die Versicherungen trotzdem alle akzeptieren müssen, zahlen gesunde wohlhabende Versicherte höhere Prämien. Die Gesunden kündigen dann ihre Versicherung – sie brauchen sie ja erst im Krankheitsfall –, die Prämien steigen weiter, das System kollabiert.

Doch nichts geht ohne Ausnahmen. Diese fallen zahlenmässig stark ins Gewicht. Von der Zwangsbestimmung ausgenommen sind bestimmte einkommensschwache Gruppen, illegal Eingewanderte, Indianer, Strafgefangene und andere, insgesamt wohl 33 Prozent der Bevölkerung unter 65 Jahren.

Vom Rest von den 181 Millionen Amerikaner, die unter das Obligatorium fallen, haben 86 Prozent bereits eine Krankenversicherung. Fazit: Ungefähr 7,3 Millionen Amerikaner, zwei Prozent der Gesamtbevölkerung, erhalten keine staatlichen Zuschüsse und müssten die Busse bezahlen, wenn sie keine Versicherung abschliessen. Die Zahlen lieferte das Urban Institute, ein den Demokraten nahestehender Think-Tank.

Der Oberste Gerichtshof hat in seinem Urteil letztes Jahr diese «Bestrafung» als Steuer

eingestuft und deshalb als verfassungskonform erklärt. Doch inzwischen laufen mehrere Verfahren im ganzen Land, die auf andere Aspekte abzielen und wohl auch wieder vor dem Supreme Court landen werden.

«Obamacare» verordnet auch neue Leistungen. Jede Versicherung muss mindestens zehn Kategorien von Gesundheitsleistungen abdecken, auch solche, die bisher nicht versichert waren, z. B. Mutterschaft, psychiatrische Behandlungen und Suchtmittelabhängigkeit sowie Impfungen und Krebs-Untersuchungen.

Das Gesetz legt überdies fest, dass alle Unternehmen mit fünfzig oder mehr Angestellten, die dreissig Stunden die Woche oder mehr arbeiten, eine Krankenversicherung anbieten müssen. Die Folge: Der Freizeitpark Sea World in Florida hat angekündigt, seine Teilzeitangestellten würden künftig nur noch 28 Stunden die Woche arbeiten. Andere streichen die Versicherungen für ihre Teilzeiter ganz und verweisen sie an die staatlichen Börsen.

Die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Folgen lassen sich kaum abschätzen. Teile der Reform treten erst in den nächsten Jahren in Kraft, andere werden bereits wieder revidiert. Die politischen Folgen dagegen sind klar. Die Demokraten hatten mit ihren Mehrheiten nach 2008 die unpopuläre Reform durch den Kongress gepeitscht.

Als sie nach dem Tod von Ted Kennedy im Senat die Super-Mehrheit (sechzig Sitze zum Abbruch eines Filibusters) verloren, beschränkten sie sich auf Winkelzüge, die die Republikaner nie akzeptierten. 2010 errangen die Republikaner die Mehrheit im Repräsentantenhaus, und seither blockieren sie «Obamacare», wann immer sich Gelegenheit dazu bietet. Das nennt man Retourkutsche.



Nichts geht ohne Ausnahmen: «Obamacare»-Gegner vor dem Kapitol.

Einfach diesen Gewinn- & Bestellcoupon ausfüllen und gewinnen!

## Gewinn- & Bestellcoupon

**Ja**, ich profitiere von diesen super Sparangeboten und bestelle folgendes Abo: (Bitte Gewünschtes ankreuzen)

- 10x Beobachter für nur **Fr. 20.-** statt Fr. 48.-\* BE0110 VBF1307010001XX
- 3x BeobachterNatur für nur **Fr. 20.-** statt Fr. 23.70\* BNO103 VBF1307010001XX
- 11x Schweizer Illustrierte + 3x SI Style für nur **Fr. 25.-** statt Fr. 70.40\* 60009568
- 12x GlücksPost für nur **Fr. 25.-** statt Fr. 46.80\* 60009568
- 6x SI Style für nur **Fr. 20.-** statt Fr. 33.-\* 60009568
- 6x Bolero + 1x BoleroMen für nur **Fr. 25.-** statt Fr. 59.-\* 60009568
- 3x Schweizer LandLiebe für nur **Fr. 15.-** statt Fr. 21.-\* 60009568
- 5x Weltwoche für nur **Fr. 20.-** statt Fr. 32.50\* WW1308020001XX
- 4x KOCHEN für nur **Fr. 20.-** statt Fr. 30.-\* 1309V01
- 10x Schweiz am Sonntag für nur **Fr. 25.-** statt Fr. 35.-\* SCH1310V01

\* Im Vergleich zum Einzelverkaufspreis

2 Probeabos bestellen und Gutscheine nach Wahl im Wert von Fr. 10.- erhalten!



### Grosse Auto-Verlosung:

Gewinnen Sie einen SEAT Mii Ecofuel Style 1.0 MPI 68 PS / 50 kW im Wert von Fr. 20'790.-!



### Schnelleinsender-Extraverlosung:

Antworten Sie **innert 10 Tagen** und Sie nehmen zusätzlich an der Verlosung eines **LUXUS-WOCHENENDES** für 2 Personen im Bergspa Hotel La Val Brigels im Wert von Fr. 840.- teil.



Vorname:	Name:
Strasse/Nr.:	PLZ/Ort:
Telefon/E-Mail:	

Aboangebot gilt nur in der Schweiz bis 31.12.2013 (Preise inkl. MwSt. und Versandkosten).

WW

**Teilnahmebedingungen:** Jeder Bestellcoupon nimmt automatisch an der Verlosung teil. Die Teilnahme ist unabhängig von einer Bestellung. Nur Wettbewerbsteilnahme kostenlos unter [www.lieblingstitel.ch](http://www.lieblingstitel.ch). Einsendeschluss ist der 13.12.2013. Der SEAT Mii Ecofuel Style wird im Rahmen des Jahreswettbewerbs durch Axel Springer (Schweiz) AG verlost. Die Gewinner werden schriftlich benachrichtigt. Eine Barauszahlung ist nicht möglich. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen. Über die Verlosung wird keine Korrespondenz geführt.

**Bitte ausfüllen und noch heute einsenden an: Lieblingstitel, Leserservice, Postfach, 8099 Zürich**



**Lieblingstitel bestellen und gewinnen!**  
**Noch schneller geht es per Internet unter [www.lieblingstitel.ch](http://www.lieblingstitel.ch)**

## Schlaraffenland und Steuerhölle

Von Christoph Mörgeli

**J**a, ich bin ein Spinner», räumte Mitinitiant Daniel Straub auf Tele Züri erfrischend offen ein. Dabei befindet er sich in einer langen Tradition sozialistischer Utopien und esoterischer Gedankenspiele: Alle Menschen sind gleich, alle Güter werden gerecht verteilt, alle Gotteskinder leben in vollkommener Glückseligkeit. Seit der Vertreibung aus dem Paradies ist Straub allerdings der erste Utopist, der uns ein Gehalt ohne jede Anforderung auszahlen will. Der Tagtraum würde rasch zum Albtraum. Geradeso gut könnten wir über die Umgruppierung der vier Jahreszeiten abstimmen. Oder über die gerechtere Verteilung des Föhns in den Alpen. Oder über die Neugestaltung unseres Verdauungssystems.

Die neue Volksinitiative «Für ein bedingungsloses Grundeinkommen» verspricht uns allen ein schöneres Leben. Denn es ist weit angenehmer, tagsüber Kuchen zu verteilen und selber zu essen, statt um vier Uhr früh aufzustehen und Kuchen für andere zu backen. Wie herrlich wäre es, nur das zu tun, worauf man gerade Lust hat. Und sich nebenbei ein bisschen als Kabarettist zu betätigen. Oder als Rapper. Oder als Clown. Oder als Oswald Sigg, pensionierter Bundesratssprecher. Wie das Unterstützungskomitee des bedingungslosen Grundeinkommens.

Ein Grundeinkommen von 2500 Franken für alle erwachsenen Bewohner der Schweiz bedeutet gemäss Vordenker Daniel Straub die «Befreiung der Schweiz». Leider erweist sich die Befreiung in Wirklichkeit als Zuchthaus der staatlichen Stallfütterung. Als Kollektiv von Staatsrentnern. Aus Staatsbürgern würden Staatssklaven. Dummerweise müsste jemand das Umverteilungssystem bezahlen. Und zwar mittels Zwangsfinanzierung, indem die einen Bürger die andern zum Zahlen zwingen.

Zahlmeister wären wir alle mit neuen Konsumsteuern, etwa mit 56 statt knapp 8 Prozent Mehrwertsteuer. Oder die sogenannten Reichen, die Arbeitsplätze schaffen, Unternehmen verantworten und heute schon den Grossteil der Steuerlast tragen. Für sie würde die Schweiz augenblicklich zur Steuerhölle, aus der sie nur noch entfliehen können. Für viele auf der Welt aber würde unser Land zum gelobten Schlaraffenland, in das man unbedingt einwandern muss. Mit einem bedingungslosen Grundeinkommen von 75 000 Franken pro vierköpfige Familie wären wir wirklich in Kürze alle gleich. Nämlich gleich arm.

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

## Schweiz ohne Avenir

Von Peter Bodenmann — Katastrophen überall: Swiss und SNB futsch, Lohndumper Aldi und Lidl, kein Strom, Verkehrsinfarkt.



Panikmache hui – Fortschritt pfui: Flughafen Zürich.

**P**rognosen sind meistens Schrott. Nachfolgend fünf Beispiele:

**Schrott-Check 1** — Die Schweiz ist zu klein für einen eigenen Hub. Deshalb darf man keinen Franken in die Swiss stecken. Darum verschenkte der Bundesrat die Swiss an die Lufthansa. – Das Gegenteil ist wahr. Der Flughafen Zürich leidet unter zu vielen Starts und Landungen.

**Schrott-Check 2** — Die Nationalbank hat keine Chance, einen Mindestkurs für den Euro einzuziehen. Wenn sie es trotzdem tut, wird sie umgehend unter dem Druck der Spekulanten einbrechen. – Denkste.

**Schrott-Check 3** — Die Personenfreizügigkeit führt zu flächendeckendem Lohndumping. Genau wie das Auftauchen von Aldi und Lidl in der Schweiz. – Jetzt zahlt Lidl allen Angestellten 4000 Franken im Monat. Mehr, als die Gewerkschaften mit ihrer Initiative verlangen.

**Schrott-Check 4** — Als Merkel nach Fukushima die ersten Atomkraftwerke abstellte, prophezeiten die Befürworter der Atomenergie Stromlücken und explodierende Strompreise. – Europa schwimmt im Strom, und die Preise sinken.

**Schrott-Check 5** — Die Schweizer Energiekonzerne haben Wind- und Sonnenstrom unterschätzt. Auch unsere damalige Atom-Doris. Linth-Limmern ist ein Produkt dieser Fehleinschätzung. – Heute schimpft unsere Anti-Atom-Doris über die Deutschen, die im Allein-

gang Sonnenstrom und Windstrom konkurrenzfähig gemacht haben.

Jetzt sind sie wieder unterwegs, die rechten und linken Angstmacher. Die Bahn hat zu wenig Kapazität. Die Strassen auch. Das Generalabo muss weg. Mobilität soll massiv teurer werden. Der Liter Benzin zehn Franken kosten. Und schuld an allem sind – wer sonst – die Zuwanderer. Schweiz ohne Avenir.

Wahr ist natürlich genau das Gegenteil: Die SBB müssen nur die Geschwindigkeiten ihrer Züge harmonisieren. Und den Taktfahrplan aufgeben. Und schon haben sie doppelt so viel Kapazität wie heute. Jeder Märklin-Eisenbahner kann ihnen weiterhelfen.

Und auf der Strasse geht nächstens die Post erst richtig ab. Selbstfahrende Roboterautos werden ab 2020 die Kapazität auf dem bestehenden Strassennetz mindestens verdreifachen. Und dies erst noch leise, sicher und umweltfreundlich. Denn jetzt kündigt General Motors eine Batterie an, die pro Kilo mehr als eine Kilowattstunde Strom speichern kann.

Panikmache ist in der Schweiz hui. Technischer Fortschritt ist pfui. Faktisch alle Schweizer Parteien, alle Schweizer Verkehrsplaner sind längst depressiv gestimmte Grüne. Sie wollen sich selbst und uns kollektiv bestrafen, nur weil wir etwas pendeln.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

## Schon gelesen?

Von Beatrice Schlag —  
Kulturnationen und Lektüre.

Vor zehn Jahren löste die Pisa-Studie über die Fähigkeiten 15-jähriger Schüler in Deutschland einen Schock aus: Das Land, das den Ausdruck Bildungsbürgertum hervorbrachte, erzielte mit seinem vermeintlich vorbildlichen Schulsystem Resultate, die weltweit bestenfalls durchschnittlich waren. Jetzt erschien die von der OECD erstmals publizierte PIAAC-Studie über das Wissen Erwachsener. Und erneut schnitt Europas führende Wirtschaftsnation unterdurchschnittlich ab, deutlich abgeschlagen von den Spitzenreitern Japan, Finnland und den Niederlanden. Die Schweiz nahm an der Studie nicht teil. Bei den Lesetests stellte sich heraus, dass in Deutschland über ein Sechstel der Erwachsenen sich mit Lesen genauso schwertut wie Zehnjährige und nur bei sehr kurzen Texten in der Lage ist, deren Inhalt einigermaßen zu begreifen und wiederzugeben. Ähnlich unbeholfen ist der Umgang vieler Erwachsener mit der Computermouse. Zwar kann das angesichts der Pisa-Studie von 2003 nicht besonders erstaunen: Wer erwartete, dass die Elterngeneration der Schüler, die über ein im internationalen Vergleich knapp durchschnittliches Wissen verfügten, dem Nachwuchs in Sachen Bildung überlegen ist?

Noch bestürzender als Deutschland schnitten bei der Erwachsenen-Studie drei Länder ab, die sich ebenfalls als Kulturnationen verstehen. In keinem der an der OECD-Studie beteiligten Länder legten Erwachsene ein kläglicheres Wissen an den Tag als in Frankreich, Spanien und Italien. 28 Prozent der erwachsenen Italiener können knapp lesen und verstehen, was sie lesen, 32 Prozent sind ausserstande, Daten, Grafiken oder Tabellen zu deuten. «Im Netz sind wir weder Poeten noch Seefahrer», spottete die italienische Tageszeitung *La Repubblica*, «und dass wir die meisten Heiligen haben, können wir nur deswegen noch hoffen, weil die Studie nichts darüber sagt.» Die Frage, was zu tun wäre, um in Krisenzeiten das Wissen des erwachsenen «Humankapitals» – ein in der Studie mehrfach verwendeter Ausdruck – zu vermehren, taucht gar nicht erst auf. Erstens ist dafür ohnehin kein Geld da. Zweitens weiss kein Mensch, wie effektive Erwachsenenbildung aussehen könnte.



## Häuptling Erhobener Zeigefinger

Von Kurt W. Zimmermann — Manchmal muss man gegen den Strich schreiben. Darum eine Würdigung von Frank A. Meyer.

In den achtziger Jahren sassen wir zu zweit an der Schreibmaschine. Wir schrieben zusammen Artikel für die *Schweizer Illustrierte*. Ich rauchte, er nicht. Er hatte lange blonde Haare, ich nicht. Über den Artikeln stand dann die gemeinsame Autorenzeile: «Von Frank A. Meyer und Kurt W. Zimmermann».

Meyer und ich schrieben gemeinsame Artikel, etwa über Elisabeth Kopp, die erste Bundesrätin, oder über Eric Wehrli, den entführten Botschafter im Libanon.

Ich beschreibe das darum, weil ich ein erstes Vorurteil über Frank A. Meyer relativieren möchte. Über Meyer sind in den letzten Wochen enorm viele Medienberichte erschienen. Oft wurde er als egozentrischer Narziss beschrieben. Das stimmt so nicht. Er ist durchaus teamfähig, wie ich von unserer Zeit an der Schreibmaschine weiss.

Frank A. Meyer, 69, seit Jahrzehnten der oberste Publizist von Ringier, ist in unserer Medienwelt eine einzigartige Erscheinung. Er ist doppelter Rekordhalter. Über keinen anderen Schweizer Kolumnisten wurde so viel geschrieben. Und kein anderer Schweizer Kolumnist hat selber so viel geschrieben.

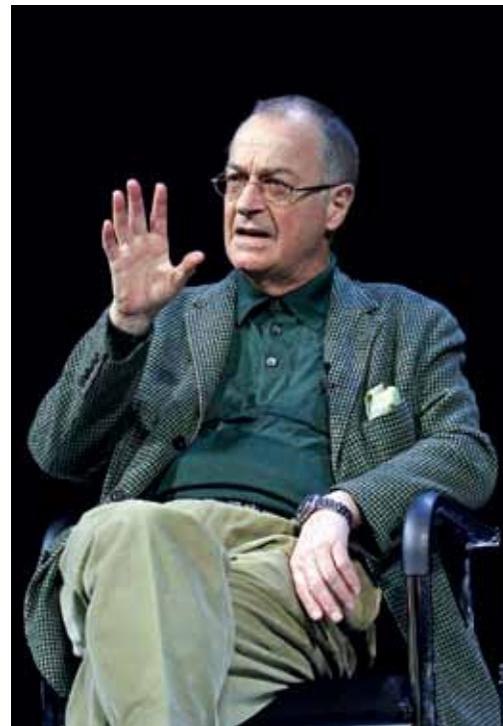
Seit Ende 1982 publiziert Meyer seinen Kommentar im *Sonntagsblick*. Am Anfang hiess er «Brief aus Bern» und war die führende Kolumne zur Bundespolitik. Allmählich löste sie sich von Bern und wurde thematisch breiter. Parallel dazu schrieb er bis weit in die neunziger Jahre seine Analysen für die *Schweizer Illustrierte*.

In über dreissig Jahren hat Meyer, meist im Wochenrhythmus, rund 1800 Kommentare zum öffentlichen Geschehen hinausgestanzt. Das ist eine ungeheure intellektuelle Leistung. Man kann dafür nur höchsten Respekt haben, egal, ob man seine Überzeugungen teilt oder nicht.

### Letztlich zählt die Schreibmaschine

Bei seinen Überzeugungen ist interessant, wie sich Meyers Optik langsam verschob. Vom nüchternen Beobachter wandelte er sich zusehends zum eifrigen Moralisten. Er ist heute unser Häuptling Erhobener Zeigefinger. Er geisselt den Werteverfall der Gesellschaft aus oft kulturpessimistischer und linker Sicht. Er ist seit 1982 deutlich antikapitalistischer und antinationaler geworden.

Nun ist bemerkenswert, dass der Journalist Meyer in den Medien nie an seiner publizistischen Schaffenskraft gemessen wird. Gemessen wird er stets an seiner wechselnden Macht-



Lichtfigur: Publizist Meyer.

position bei seinem Arbeitgeber Ringier. Zuletzt machte man ihn verantwortlich für den Rausschmiss von *Blick*-Chefin Andrea Bleicher. Es erschienen ganze Salven von Artikeln, die Meyer als Ringier-Rasputin beschrieben.

Für den *Tages-Anzeiger* war er «Ringiers Schlossgespenst». Für die *Sonntagszeitung* war er der «Strippenzieher». Für die *NZZ am Sonntag* war er der «Einflüsterer». Für die *Basler Zeitung* war er der «Halbgott». Für die *Frankfurter Allgemeine* war er die «graue Eminenz».

Das einflüsternde, strippenziehende, halbgöttliche, graue Gespenst gibt es seit Jahrzehnten. Meyer sieht es inzwischen in Interviews amüsiert und wohltuend selbstironisch.

Richtig daran ist, dass Meyer stets eine grosse Nähe zu Verleger Michael Ringier hatte. Dadurch hat er eine Vielzahl von Chefredaktoren gestürzt oder mitgestürzt. Richtig ist aber auch, dass kaum einer der Gestürzten eine publizistische Lichtfigur von Jahrhundertwert war.

Kehren wir darum zurück zu dem, was zählt. Letztlich zählt die Schreibmaschine, damals wie heute. Für einen Journalisten zählt der Journalismus. Es zählt, wie er schreibt, nicht, was er vertritt. Ich sage darum einen letzten Satz, für den ich wohl in der Branche allerlei Prügel einstecken werde.

Frank A. Meyer ist ein famoser Kolumnist, er ist einer der besten, den wir je hatten.

## Leserbriefe

«Ein Artikel, der schonungslos aufzeigt, dass wir Anreize geschaffen haben, die volkswirtschaftliche Konsequenzen haben.» *Heinz Niederberger*



«Beim Erwerbstätigen fallen alle Ausgaben auf ihn zurück.»

### KKW statt AKW

Nr. 40 – «Was Sie über AKW wissen sollten»; Alex Baur über Atomenergie

Ich staune, dass eine Zeitung wie die *Weltwoche* immer noch den Begriff AKW verwendet, was sachlich falsch ist. AKW assoziiert «Atom-bombe», was politisch verwendet wird, aber unsinnig ist. Hier geht es nicht um die Spaltung ganzer Atome, sondern um diejenige von Atomkernen. Also nicht AKW, sondern KKW ist zutreffend (Kernkraftwerk).

*Jürgen Grob, Riehen*

### Ungerechter Zustand

Nr. 40 – «Armut ist Diebstahl»; René Zeyer über das Sozialsystem

Ein mutiger Artikel, der nicht urteilt, aber schonungslos aufzeigt, dass wir Anreize mit diesem System geschaffen haben, die volkswirtschaftliche Konsequenzen haben. Durch meine berufliche Tätigkeit habe ich oft Einblick in die finanziellen Verhältnisse von Menschen mit ganz unterschiedlichen Einkommen. Was mir seit Jahren auffällt, ist, dass ein Arbeiter mit zwei Kindern und nur einem Einkommen oft weniger frei verfügbares Geld hat als sein Nachbar, der zwar arbeiten könnte, aber es vorzieht, von der Sozialhilfe zu leben. Beim Erwerbstätigen fallen alle Ausgaben auf ihn zurück. Miete, Versicherungen, Krankenkasse, Mobilität, Kommunikation et cetera. Aber auch die Kosten für eine Skiausstattung und für die Reise

ins Lager. Oft leben diese Leute sehr sparsam und achten sorgsam darauf, sich nicht zu verschulden, und sie versuchen sogar, wenn möglich noch ein paar Franken zu sparen. Dass diese Personen aber diesen Zustand als ungerecht empfinden und sich manchmal für dumm verkauft vorkommen, kann ich ihnen gut nachempfinden. Ich hoffe auf eine konstruktive und offene Diskussion über dieses Thema!

*Heinz Niederberger, Hohenrain*

### Balkon mit freier Aussicht

Nr. 40 – «Söll er, oder söll er nöd?»; Kolumne von Peter Bodenmann

Einmal mehr dürfen sich offen denkende Leser/-innen der *Weltwoche* köstlich über ein kurzes Statement des Walliser Hoteliers Peter Bodenmann amüsieren. Der langjährige SP-CEO verliert seine Bodenhaftung bekanntlich sehr selten. Er braucht ja auch ein gutes Schuhwerk, wenn er von Brig an die Förrlibuckstrasse wandert. Kompliment auch an Roger Köppel, der einem Querdenker in seinem Appartement mit klarer Hausordnung einen kleinen Balkon mit freier Aussicht gewährt. Bodenmann serviert uns seine Walliserplatte mit der «wasserundichten» «1:12»-Initiative, zwar wenig gesalzen, aber pikant gepfeffert: So erfrischend hat noch niemand einen möglichen Weg aufgezeigt, wie die «unsinnige Idee» (NZZ) Sinn machen kann, ohne viel Kollateralschaden anzurichten. All die Argumente vom Economiesuisse-CEO bis zum *Weltwoche*

Versuch, die Initianten als «arbeitsscheu» abzuqualifizieren, fegt der Walliser Tausend-sassa mit ein paar Geniestreichen und der langen Erfahrung in der politisch-konkreten Umsetzung vom Tisch: Pflichtlektüre für alle Stimmberechtigten, auch wenn man nur noch «die Hälfte der Tassen im eigenen Schrank» (Zitat Peter Bodenmann) hat.

*Armando Pirovino-Honegger, Wangen SZ*

### Kunststück

Nr. 40 – «Privatisiert das Geld»; Essay von Samuel Hofmann

Glückwunsch an den Autor, der das Kunststück vollbracht hat, Geldsozialismus, Geldentstehung, Mises' Regressionstheorem, Greshams Gesetz, Cantillon-Effekt und Giralgeldschöpfung in einem Eigentumsrechte missachtenden Teilreservesystem als Ursache von Konjunkturzyklen in extrem komprimierter und brillant klarer Form als «räuberische Symbiose» (Thorsten Polleit) von Staat und (Noten-)Banken zusammenzufassen. Diesen Artikel hätte ich mir als fürs Weiterempfehlen bestens geeignete Einstiegslektüre zum staatsmonopolistischen Geldsystem im PDF-Format gewünscht, aber die *Weltwoche* war wieder schneller: Sämtliche Dossier-Artikel waren bereits zum Herunterladen verfügbar. *Axel Reichert, München (Deutschland)*

### Die älteste Geschichte

Nr. 40 – «Frau und Mann»; Editorial von Roger Köppel

Ihr Text verdient Respekt! Sie sind mutig! Und können sich im Fazit auf das älteste Epos der Menschheit, das Gilgamesch-Epos, berufen: Der Himmelsgott Anu befiehlt der Göttin Aruru, zur Rettung der Menschen vor dem grausamen Halbgott Gilgamesch einen Helden zu bilden. So formt sie aus Lehm Enkidu, den Wilden, der mit den Tieren der Steppe lebt. Ihn zähmt das schönste der Weiber, das sich Ishtar, der Liebesgöttin, geweiht hat, und führt ihn aus der Wildnis nach Uruk, der Stadt. – Die Zähmung (Zivilisierung) des Mannes durch das Weib. Es gibt keine ältere Geschichte. Nachzulesen in «Gilgamesch – eine Erzählung aus dem alten Orient».

*Ecke Demandt, Lindheim*

### Party auf Pump

Nr. 40 – «Laden dicht»; Hansrudolf Kamer über die amerikanische Budgetkrise

Wer diesem Affentheater zwischen Republikanern und Demokraten – um es auf gut Deutsch direkt zu sagen – noch einen Gewinner abgewinnen kann, der ist definitiv ultrasensitiv veranlagt. Wenn dies politische Verantwortung sein soll, dann hätte ich doch – frei nach Grönemeyer – lieber die Kinder an der Macht.

Während sich die «Politiker» mehr um Ideologie denn um ein Notbudget streiten, drückt die Fed weiterhin unaufhörlich Geld praktisch zum Nulltarif, währenddessen der Rest der Welt und eben die Fed die amerikanische Party auf Pump weiterfinanzieren. Dollar und Supermacht sei Dank. Faktisch ist Amerika pleite. Noch jubeln die Börsen, doch diese Spekulationsplattformen sind so weit von der realen Wirtschaft entfernt, dass eine Verlinkung zwischen beiden Elementen beinahe nicht mehr möglich ist. Auch an den Börsen wird der Kater bald einmal Einzug halten. Wäre doch das Polittheater in den USA wenigstens unterhaltsam und amüsant – aber wie auch sollen Politiker, die in ihrer Kerndisziplin schon nicht überzeugen, plötzlich auf Nebenschauplätzen brillieren?

Pascal Merz, Sursee

### Zu weit gegangen

Nr. 40 – «Stadtwohnung für CVP-Millionärin»; Christoph Landolt über Kathy Riklin

Ich finde es zwar gut, wenn die *Weltwoche* Missstände anprangert, aber mit diesem Artikel scheint mir der Autor zu weit gegangen zu sein. Er erklärt Frau Riklin zur Vermögensmillionärin, weil sie Miteigentümerin einer Liegenschaft ist, von der sie aber keine Nutzniessung hat. Das ist nicht korrekt. Frau Riklin wird vielleicht einmal Millionärin, aber zurzeit ist sie es jedenfalls nicht. Somit ist der Artikel irreführend und der *Weltwoche* unwürdig. Es gibt genügend echte Missstände, die man anprangern könnte, ohne unglaublich zu werden.

Walter John, Kirchdorf

### Korrigenda

Im Artikel «Insel der Seligen» (Nr. 40/13) steht fälschlicherweise, dass die Schweiz (im Jahr 2011) 2069 Milliarden Franken für Sozialhilfe ausgegeben hat. Die richtige Zahl lautet: 2,069 Milliarden. Wir bitten um Entschuldigung.

Die Redaktion

### Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*,  
Förrlibuckstrasse 70, Postfach,  
8021 Zürich.  
E-Mail: [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch).

### Darf man das?

### Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man auf einer Bank auf dem Quartiersspielplatz genüsslich ein Eis essen, ohne den spielenden Kindern ebenfalls eines anzubieten?

Nadja Sigrüst, Affoltern am Albis

Natürlich. Erstens ist beim Glace-Essen gnadenloser Egoismus erlaubt. Zweitens handeln Sie sich unter Umständen Ärger mit den Eltern ein, wenn Sie den Kleinen eine Kugel spendieren. Es ist doch immer so: Linus hat eben erst Zmittag gehabt. Mia darf nur Bio-Fair-Trade-Vanille. Und Noah ist laktoseintolerant. Deshalb unbedingt unbeschwert selber essen, bevor die kalte Köstlichkeit schmilzt.

Sacha Verna

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an [darfmandas@weltwoche.ch](mailto:darfmandas@weltwoche.ch). Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

## Expovina 2013: Kategorien-Sieger.



Peter Rahm, Weinkellerei  
Rahm, Hallau:

«Fruchtig und spritzig,  
mit schöner Fülle und  
zartem Schmelz.»

CHF 11.65 (75 cl)

[www.weinkellerei-rahm.ch](http://www.weinkellerei-rahm.ch)



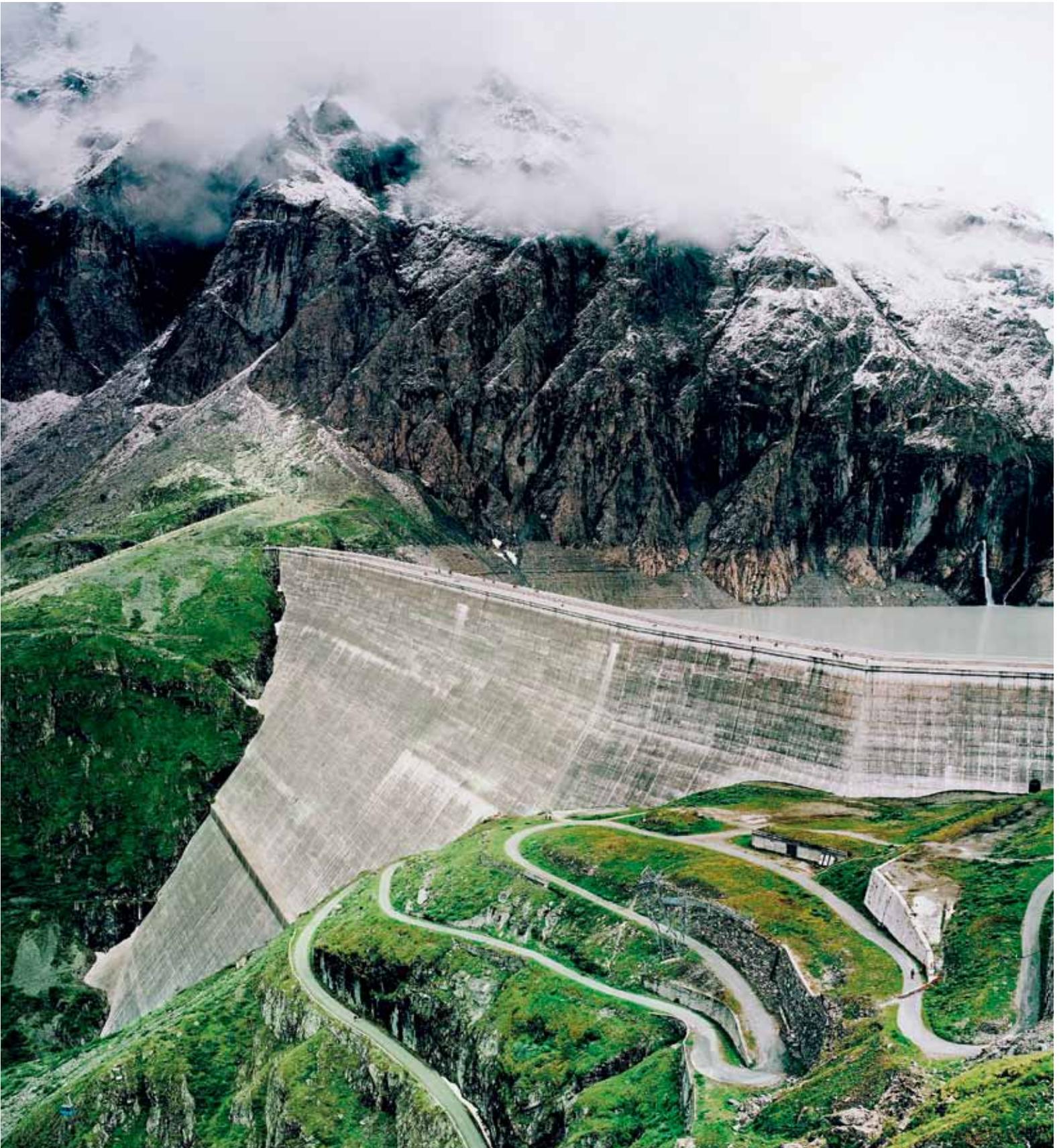
[www.blauburgunderland.sh](http://www.blauburgunderland.sh)

---

# Das grüne Paradox

---

Die Wasserkraft war einst der Stolz der Schweiz. Nun bedrohen subventionierte Solar- und Windanlagen den sauberen Strom aus den Alpen: Er rentiert nicht mehr und wird auf dem europäischen Markt durch Kohlekraftwerke ersetzt, welche die Produktionslücken von Sonne und Wind füllen. *Von Alex Baur*



*Strom, rund um die Uhr:* Grande Dixence, die zweithöchste Staumauer der Welt, im Kanton Wallis.

Als die Landesregierung 2011 die Energiewende ausrief, sagte Bundesrätin Doris Leuthard (CVP) der Schweiz eine glorreiche Zukunft als «Batterie Europas» voraus. In unseren Stauseen sollte der Strom von Windmühlen und Solarpanels, die in den neuen Energielandschaften zwischen der Nordsee und Sizilien massenhaft aus dem Boden spriessen, gespeichert werden. Wind- und Solaranlagen haben bekanntlich den Nachteil, dass sie nur Strom liefern, wenn das Wetter gerade will – doch die meiste Zeit will es nicht. Da wir den Strom aber brauchen, wann wir ihn brauchen – also rund um die Uhr, und zwar exakt immer so viel, wie wir brauchen –, sind Speicher nötig. Der jederzeit abrufbare Wasserstrom aus den alpinen Stauseen, so schien es, könnte die ideale Ergänzung werden.

Zwei Jahre später ist die Euphorie verflogen. Bei den Schweizer Wasserkraftwerken herrscht Katerstimmung. Ausgerechnet die Speicherseen, die vermeintlichen «Batterien» in den Alpen, die teuren Spitzenstrom produzieren und bis vor wenigen Jahren Goldgruben waren, kämpfen mit roten Zahlen. «Pumpspeicherwerke waren für uns lange ein bedeutender Teil des Geschäfts», bestätigt Gianni Biasiutti, Direktor der Grimsel-Werke, «heute rentieren sie kaum noch.» Das Kraftwerk Grimsel 3, das nach jahrzehntelangem Prozessieren mit den Umweltverbänden heute endlich gebaut werden könnte, wurde auf Eis gelegt.

Ähnlich pessimistisch tönt es bei der Bündner Repower, die aus finanziellen Gründen ihr Stauseeprojekt am Lago Bianco zurückstellt und stattdessen Kohlekraftwerke in Italien bauen möchte (was das Stimmvolk freilich kürzlich ablehnte). Dafür sind ausgerechnet die «grünen» Stromlieferanten verantwortlich.

«Die Einspeisung subventionierter Energie aus Solar- und Windkraft verzerrt die Marktpreise um 30 bis 40 Prozent», sagte Andrew Walo, Direktor der Centralschweizerischen Kraftwerke, kürzlich, «es gibt keinen Anreiz, in Wasserkraftwerke zu investieren, die das Stromnetz stabilisieren.» Die erneuerbare Energie werde «Opfer ihres eigenen Erfolgs». Gemäss dem Wirtschaftsdachverband Economiesuisse droht eine «Kannibalisierung der Wasserkraft».

Man fragt sich: Wie ist das möglich? Bislang galt die Wasserkraft nicht nur als sauberer, sondern auch als günstiger und sicherer Stromlieferant. Sie lieferte 56 Prozent unseres Stroms. Nicht zuletzt dank der Wasserkraft – kombiniert mit der Kernenergie – produziert die Schweiz pro Kopf etwa halb so viel CO<sub>2</sub> wie Deutschland. Stolz sieht sich die Schweiz als «Wasserschloss Europas». Nun soll die Wasserkraft plötzlich unrentabel sein?

Unmittelbare Ursache der Misere sind die hochsubventionierten deutschen und italienischen Solaranlagen, die den Schweizer Wasserkraftwerken bei schönem Wetter vor allem

über den Mittag das lukrative internationale Geschäft versauen. Sogar Energiewenderin Leuthard forderte die Deutschen kürzlich auf, die Subventionen für Alternativstrom zurückzufahren. Diese Forderung stellt auch der deutsche EU-Energiekommissar Günther Oettinger. Der Bündner Regierungsrat Mario Cavigelli ruft bereits nach *subvenziuns* für die Wasserkraftwerke.

### Das Elend der Energiewende

Haben wir nun Ökostrom im Überfluss? Wird die Elektrizität nicht nur sauberer, sondern auch noch billiger? Gibt es gar einen gesunden Wettbewerb zwischen erneuerbaren Energien? Schön wär's. Die Kapriolen des Strommarktes sind in Wirklichkeit Vorboten eines Chaos bei der Versorgung, verursacht durch Fehlanreize, die in ihrer Absurdität an die Irrungen sowjetischer Planwirtschaft gemahnen. Der Unterschied besteht darin, dass heute nicht mehr mit Fünfjahresplänen gearbeitet wird, sondern mit Zwanzigjahresplänen – und wenn sich die Realität nicht an die Planvorgaben hält, können die Verantwortlichen kaum zur Rechenschaft gezogen werden.

Tatsächlich sind die Solar- und Windanlagen nur indirekt für den Preiseinbruch bei der Wasserkraft verantwortlich. Der Zusammenhang verdient eine genauere Analyse. Denn der vertrackte Mechanismus offenbart das ganze Elend einer überstürzten Energiewende.

Im Kern dreht sich alles um ein Naturgesetz, das keine Technologie aus der Welt schaffen

---

### Im Kern dreht sich alles um ein Naturgesetz, das keine Technologie aus der Welt schaffen kann.

---

kann, und sei sie noch so smart: Es muss immer exakt so viel Strom ins Netz eingespeist werden, wie man herausnimmt – nicht weniger, aber auch nicht mehr, sonst kommt es zu Spannungsschwankungen, wie man sie aus Entwicklungsländern kennt, oder zum Blackout. Weil die flexible Verfügbarkeit zu den grössten Vorteilen der Elektrizität gehört, lässt sich die Nachfrage kaum steuern. Man kann den Einsatz von Eisenbahnzügen, Industriemaschinen, Rechenzentren oder Lichtanlagen nicht nach den Launen der Witterung richten. Es gibt zwar ein paar wenige Geräte wie Waschmaschinen oder Wärmepumpen, deren Nutzung durch eine zentrale Steuerung (Smart Grid) dem Stromangebot angepasst werden kann. Doch diese Flexibilität umfasst höchstens einige Stunden; längere Versorgungslücken lassen sich nicht ausgleichen.

Die grösste Herausforderung bei der Stromproduktion ist deshalb die Regulierung. In der Schweiz wird die Grundversorgung zu rund 40 Prozent durch AKW und zu knapp 10 Prozent durch Flusslaufkraftwerke sichergestellt.

Diese Stromlieferanten sind zwar sehr zuverlässig und liefern rund um die Uhr sogenannte Bandenergie. Aber sie sind träge. Die Speicherseen in den Alpen liefern die sogenannte Regelernergie: Mit dem fein dosierbaren Strom aus den Wasserturbinen lassen sich die Schwankungen bei der Nachfrage perfekt ausgleichen.

In den meisten Ländern liefern Kohle-, Öl- oder Gaskraftwerke die Bandenergie. Diese Anlagen können, je nach Auslegung, zwar gedrosselt werden und auch Regelstrom liefern. Das ist allerdings weder ökologisch noch ökonomisch effizient. Denn mit den tieferen Verbrennungstemperaturen sinkt nicht nur der Wirkungsgrad rapide, es verschlechtern sich auch die Abgaswerte. Kommt hinzu, dass das ständige Rauf- und Runterfahren die Rentabilität und die Lebensdauer der Anlagen senkt.

Die Verfügbarkeit von günstigem Strom aus den Alpen war ein entscheidender Faktor für die Industrialisierung der Schweiz. In der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts wurde das System mit einem simplen, aber genialen Trick optimiert: Einige Stauseen wurden durch sogenannte Pumpspeicherwerke ergänzt. Wenn die Fluss- und Kernkraftwerke zu viel Bandenergie liefern, braucht man diese, um die Speicherseen vollzupumpen; ist der Strom knapp, lässt man das Wasser wieder durch die Turbinen rauschen.

Dabei gehen zwar 20 bis 25 Prozent der Energie verloren, was etwa dem Verlust entspricht, den man auch bei einer Batterie in Kauf nimmt. Da die Strompreise auf dem internationalen Markt stark schwanken, waren die Pumpspeicher trotzdem ein einträgliches Import- und Exportgeschäft. Der Mix aus Kern- und Wasserkraft befreite die Stromversorgung zudem vom teuren Import fossiler Brennstoffe, die politischen Unwägbarkeiten und Preisschwankungen unterworfen sind.

Es waren die goldenen Zeiten für innovative Firmen wie Brown Boveri, Escher Wyss oder Motor-Columbus, die auf dem Weltmarkt eine führende Rolle spielten. In den 1980er Jahren brach der Markt jäh zusammen. Grüne Eiferer verhindern seither nicht nur den Bau von Kernkraftwerken, sondern auch neue Stauseen – nicht nur in der Schweiz, sondern, wenngleich weniger erfolgreich, auch auf internationaler Ebene. Das 1984 fertiggestellte AKW Leibstadt war das letzte Grosskraftwerk, das in der Schweiz seinen Betrieb aufnahm. Die Elektrizitätswerke deckten den stetig steigenden Bedarf fortan durch Lieferverträge mit französischen Kernkraftwerken und neuerdings auch durch Beteiligungen an Kohlekraftwerken im nahen Ausland.

Immerhin sind zurzeit zwei grosse Pumpspeicherwerke mit einer Leistung von je rund 1000 Megawatt im Bau, was in etwa der Leistung eines AKW entspricht: Nant de Drance im Wallis und Linth-Limmern im Glarnerland. Obwohl die Betreiber auf Optimismus ma-

chen, erscheint es fragwürdig, ob diese Kraftwerke je rentieren. Heute würde man sie kaum mehr bauen. Denn als Ausgleich für Solar- und Windanlagen taugen sie nicht. Und erst recht können sie den Überfluss an Energie im Sommer nicht in den Winter hinüberretten.

### «Zappelstrom» aus Wind und Sonne

Das Problem liegt bei der Speicherkapazität: Pumpspeicherwerke sind auf einen Zyklus von fünf bis dreissig Stunden ausgelegt. Sie können damit bloss die täglichen Schwankungen auffangen und müssen ständig neu aufgeladen werden. Und: Wenn sie nicht regelmässig gebraucht werden, zahlen sich die Investitionen in die teuren Anlagen nicht aus.

Hier funkt nun der subventionierte «Zappelstrom» aus Wind und Sonne dazwischen. Bei günstigem Wetter versaut er den sauberen Wasserkraftwerken das Geschäft mit den Verbrauchsspitzen. Solar- und Windgeneratoren schöpfen übers Jahr gerechnet 10 bis 20 Prozent ihres theoretischen Potenzials aus. Je nach Grosswetterlage fallen sie während Tagen oder Wochen völlig aus. Insbesondere die Solarproduktion bricht just im Winter, wenn ein Mangel an Strom herrscht, aufgrund der kurzen Tage, des Hochnebels und des tiefen Sonnenstands regelrecht ein. Um diese Versorgungslücken zu überbrücken, ist die Speicherkapazität der Stauseen viel zu klein.

In Deutschland und Italien werden deshalb neue Kohlekraftwerke gebaut – und das nicht etwa, um die alten CO<sub>2</sub>-Schleudern zu ersetzen, sondern um die Verbrauchsspitzen während der ungünstigen Wetterperioden sicherzustellen. Die Wasserkraft hat das Nachsehen. Sie wird in diesem System überflüssig.

Das ungelöste – und nach heutigem Stand der Technik auch unlösbare – Speicherproblem macht den zufällig erzeugten und extremen Schwankungen unterworfenen Strom aus Wind und Sonne auf einem freien Markt praktisch wertlos. Die Elektrizitätswerke werden deshalb gezwungen, den unstillen Solar- und Windstrom aufzukaufen, gleichgültig, ob sie ihn verwenden können. Weil auf Sonne und Wind kein Verlass ist, müssen sie ständig für jedes Watt Ökostrom ein Watt konventionellen Reservestrom bereithalten – eine ineffiziente Doppelspurigkeit, die jeder ökonomischen und ökologischen Vernunft spottet.

Welch groteske Konsequenzen die Privilegierung von Alternativstrom nach sich zieht, zeigt das Beispiel Deutschland. Das Förderprogramm wurde im Jahr 2000 eingeführt, mittlerweile zahlen die Konsumenten pro Kilowattstunde Strom 6 Eurocent «Ökostrafe» – das ist mehr, als der Strom heute auf dem europäischen Markt kostet. Der deutsche Umweltminister Peter Altmaier sorgte im Februar mit der Aussage für Aufsehen, dass die deutsche Energiewende insgesamt eine Billion – also 1000 Milliarden – Euro kosten werde.



*Option Gas:* Energieministerin Leuthard.

Kassiert haben bislang lediglich Ökokonzerne und Privatinvestoren, die Dividende für die Natur lässt auf sich warten. Wie das Rheinisch-Westfälische Institut für Wirtschaftsforschung bereits 2009 in einer breit angelegten Studie nachwies, haben die Fördermilliarden für Alternativstrom in Deutschland keine Reduktion des CO<sub>2</sub>-Ausstosses gebracht. Die Unzuverlässigkeit von Wind und Sonne hat dazu geführt, dass Kohle- und Gaskraftwerke oft ineffizient arbeiten und mehr Abgase produzieren. Das ist zwar für Kraftwerksbetreiber unrentabel, doch sie sind von Gesetzes wegen verpflichtet, die Versorgung sicherzustellen. Die Folge ist paradox: Während die Strompreise auf dem internationalen Markt einbrechen, zahlen die Konsumenten immer mehr für ihren Strom, weil sie neben den Subventionen auch die Leerläufe der Produzenten zahlen.

Länder wie Tschechien und Polen haben ihre Förderprogramme für Alternativstrom deshalb heruntergefahren, setzen auf Kernenergie und riegeln ihre Netze gegen Westen ab. Sie haben es satt, die extremen Produktionsschwankungen der Windmühlen in Norddeutschland aufzufangen. Die deutsche Industrie beklagt sich derweil über eine Zunahme von Spannungsschwankungen, die vor allem für Hightech-Anlagen ein Problem darstellen. Vor der Nordsee-Insel Borkum rosteten die 150 Meter hohen Türme des hochsubventionierten, aber nie fertiggestellten Windparks Riffgat als Mahnmale einer irrwitzigen Wendepolitik vor sich hin, weil ein Anschluss ans Netz fehlt. *Der Spiegel* prophezeit bereits ein klägliches «Ende des Windbooms».

Die Deutsche Bahn prüft angeblich, im Sommer stromfressende Weichenheizungen in Betrieb zu nehmen, um die Überproduktion an

Solarstrom in Süddeutschland abzubauen und das Netz zu stabilisieren. Heute kommen auf dem Markt zeitweise Negativpreise zustande: Deutsche Produzenten zahlen dafür, dass man ihnen den Strom abnimmt, weil das kurzfristige Herunterfahren der schwerfälligen Kohlekraftwerke teurer zu stehen käme.

Die Zeche zahlt der Konsument, der keine Lobby hat. Die Deutsche Bank prognostizierte kürzlich in einer Studie eine Verteuerung der Kilowattstunde Strom von heute durchschnittlich 28 auf 40 Eurocent bis ins Jahr 2020. Zum Vergleich: In der Schweiz kostet die Kilowattstunde heute, je nach Gemeinde, zwischen 14 und 24 Rappen. Das soll sich bald ändern. Höhere Konsumentenpreise sind auch in der Schweiz politisch erwünscht, weil das Volk damit zum Sparen gezwungen werden soll. Bei der Industrie, die den Löwenanteil des Stroms beansprucht, ist man da etwas vorsichtiger; sie könnte ins Ausland abwandern und wird vorläufig von den Ökoabgaben verschont.

### Niemand mag sich die Finger verbrennen

Im letzten Juli haben National- und Ständerat klammheimlich eine massive Erhöhung der kostendeckenden Einspeisevergütungen (KEV) für Alternativstrom beschlossen – exakt das Subventionsmodell, das in Deutschland gerade scheitert. Die Betreiber von Solar- und Windanlagen erhalten damit eine Abnahme- und Renditegarantie, egal, ob ihr Strom gebraucht wird oder nicht. Die Energiewende light, die das Volk Milliarden an Zwangsabgaben kosten wird, fand im Schatten des Wirbels um den US-Bankendeal kaum Beachtung.

Lediglich die SVP und ein Teil der FDP-Vertreter sprachen sich gegen die KEV-Vorlage aus. Keine Partei und kein grosser Verband wagte es, das Referendum zu ergreifen. Niemand mag sich an dieser komplexen Materie die Finger verbrennen. Der Solothurner Informatiker Christian Riesen hat zwar ein Referendum lanciert. Doch wenn in diesen Tagen nicht noch ein Wunder passiert, wird die Unterschriftensammlung scheitern. Ende Oktober läuft die Frist aus. Zahlen will Riesen erst danach bekanntgeben, er räumt allerdings ein, dass die Aussichten nicht eben rosig sind.

Zum einen liegt dies sicher daran, dass der Anfang der hauptsächlich via Internet lancierten Unterschriftensammlung ([www.kev-referendum.ch](http://www.kev-referendum.ch)) just in die Ferienzeit fiel. Riesen vermutet das Hauptproblem aber vor allem in der abstrakten Materie: «Bei der Autobahnvignette weiss jeder sofort, was das ist – doch beim Begriff KEV oder Einspeisevergütung verstehen die meisten Leute nur Bahnhof, obwohl die Folgen viel gravierender sind.»

Die Sorglosigkeit, mit der ohne jede Not eine hervorragend funktionierende Stromversorgung umgekrempelt wird, ist erstaunlich. Immerhin geht es um ein Gut, das für eine moderne Zivilisation unverzichtbar ist. Nur

schon ein landesweites Blackout von lediglich einer halben Stunde würde die Wirtschaft gemäss einer Studie des Bundes 250 Millionen Franken kosten.

Hinter vorgehaltener Hand wettern Fachleute aus der Strombranche ungeniert über die verheerenden Folgen der ökologisch verbrämten Planwirtschaft. In der Öffentlichkeit wagt keiner, Klartext zu reden und den Gottesdienst um die Windmühlen und Solarpanels zu stören. Der von der Ökobranche über Jahrzehnte mit allen Propagandatricks aufgebaute Mythos scheint mächtiger zu sein als jede kritische Vernunft und jedes Naturgesetz.

Immerhin scheint im Umfeld von Energieministerin Leuthard eine gewisse Ernüchterung Einzug zu halten. So will das Bundesamt für Energie die garantierten Renditen von jährlich zehn Prozent und mehr – in der freien Wirtschaft würde man von Abzockerei reden – bei subventionierten Anlagen einschränken. Selbst die vom Bundesrat kürzlich ans Parlament weitergeschobene «Energiestrategie 2050» geht nicht davon aus, dass die Kernenergie durch Wind, Sonne und Biomasse ersetzt werden kann. Diskret wird deshalb die Option Gas vorangetrieben. Schweizer Elektrizitätswerke beteiligen sich seit Jahren an einer geplanten Gas-Pipeline aus dem Iran.

Dass sich die Schweiz nur schon klimatisch denkbar schlecht für Windmühlen und Solar-

panels eignet, haben mittlerweile selbst die von Rot-Grün beherrschten Städte gemerkt, die ihren gutgläubigen Bürgern atomfreien «Ökostrom» mit Sonne und Wind drin andrehen. In Wahrheit fliesst aus den Steckdosen in Zürich, Basel oder Genf natürlich nach wie vor der bewährte Mix aus Atom und Wasser. Die Wind- und Solarkraftwerke existieren zwar, aber nicht in der Schweiz, sondern im fernen

---

## Zukunftstechnologien, die sich nirgendwo in der Welt je durchsetzen konnten.

---

Spanien oder in Norwegen. Ihr Strom fliesst physisch – die Verluste wären viel zu gross – nie in die Schweiz; transferiert wird lediglich der sogenannte ideelle Mehrwert.

Der Zauber – man könnte auch von Betrug sprechen – dürfte spätestens auffliegen, wenn die Atomkraftwerke tatsächlich einmal stillgelegt werden sollten. Mit geistiger Energie lässt sich nicht einmal das Elektroauto Tesla betreiben. Kommt hinzu, dass ausserhalb des deutschen und des italienischen Sprachraums die Ernüchterung bezüglich Wind und Sonne längst eingesetzt hat. Erst kürzlich mussten die Industriellen Werke der Stadt Basel vierzehn Millionen Franken abschreiben, die sie beim andalusischen Solarkraftwerk Puerto

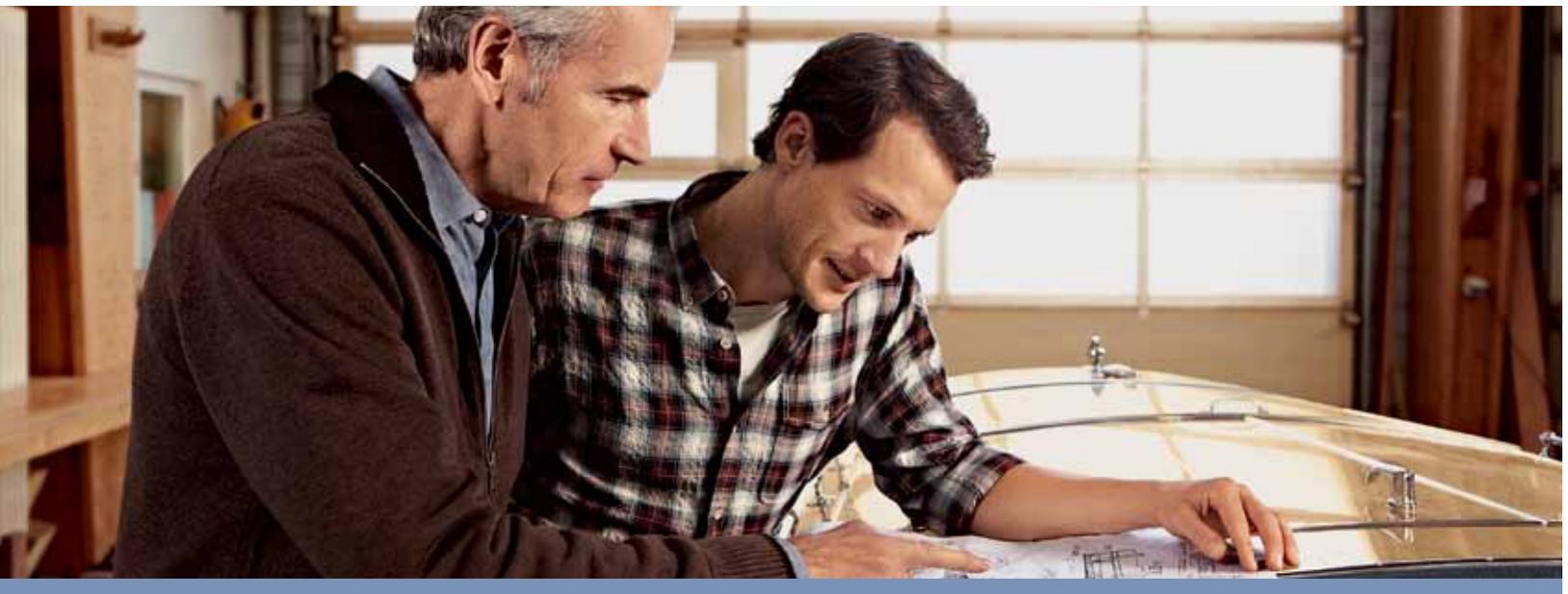
Errado (auf Deutsch: «Hafen des Irrtums») buchstäblich in den Sand gesetzt hatten. Der Grund: Der hochverschuldete spanische Staat hat die Solar-Subventionen radikal gestrichen.

## Immer neue Fördergelder

Im blinden Bestreben, einem angeblichen internationalen Trend zu gefallen, setzt die Schweiz auf vermeintliche Zukunftstechnologien, die sich trotz zahlloser Versuche nirgendwo in der Welt je durchsetzen konnten. Das Wasser, die einzige rentable erneuerbare Energie, mit der die Schweiz zudem gesegnet wäre, ist für die grünen Energiewender dagegen kaum ein Thema. Zwar reichen die vorhandenen Ressourcen niemals, um die Kernenergie zu ersetzen. Doch statt das Potenzial wenigstens optimal zu nutzen, wird ein untaugliches System mit Zwangsabgaben gefördert, das die Wasserkraft kannibalisiert.

Es ist wohl nur eine Frage der Zeit, bis das einst blühende Geschäft mit dem «Weissen Gold» subventioniert wird, um die Kollateralschäden der Subventionspolitik aufzufangen. Jürg Buri von der Schweizerischen Energie-Stiftung ruft bereits nach Fördergeldern für Gaskraftwerke, die bei den heutigen Strompreisen unrentabel sind. Zur Förderung von Kohlekraftwerken ist es dann nur noch ein kleiner Schritt. Willkommen in der grünen Planwirtschaft. ○

CREDIT SUISSE 



## Sie möchten Ihr Lebenswerk erfolgreich weitergeben.

Ein Generationswechsel in der Firmenleitung stellt Sie als Unternehmer vor vielfältige Herausforderungen. Nutzen Sie unsere langjährige Erfahrung für Ihren Nachfolgeprozess und kontaktieren Sie Ihren persönlichen Berater oder rufen Sie uns an unter der Gratisnummer 0800 88 88 71.

Credit Suisse – Die Bank für Unternehmer

[credit-suisse.com/unternehmer](http://credit-suisse.com/unternehmer)

Jetzt bestellen:  
«unternehmer» Magazin zum  
Thema Unternehmensnachfolge

# Die heilige Kuh

Die bilateralen Verträge mit der EU seien ein Erfolgsmodell, behaupten Wirtschaftsverbände und Parteien von der FDP bis zur SP und den Grünen. An eine Kündigung der Verträge dürfe nicht einmal gedacht werden, warnen sie. Warum eigentlich nicht? *Von Christian Mundt*



«Zuwanderung ja, aber wie viel und woher?»

Die Kampagne ist lanciert. Schweizweit sind sie wieder auf Plakatwänden zu sehen, die Apfelbäume, die den bilateralen Weg zwischen der Schweiz und der EU symbolisieren sollen. Ein blühender Baum mit knackig roten Äpfeln, die nur darauf warten, geerntet zu werden. Unmissverständlich die vermittelte Botschaft: «Bewährte Bilaterale». Dank der bilateralen Verträge mit der Europäischen Union, so wird suggeriert, ist die Schweiz gut durch die weltweite Krise gekommen. Dank der bilateralen Verträge blüht die Wirtschaft und kann die Schweiz Wohlstand ernten. Eine breite Allianz – von der SP und den Grünen über die Mitte bis zur FDP – kämpft Seite an Seite mit dem Wirtschaftsdachverband Economiesuisse für die Fortführung des Vertragswerks mit der EU.

Denn dieses ist in Gefahr. Sowohl die Masseneinwanderungs-Initiative, mit der die SVP

die Zuwanderung kontingentieren will, als auch die Ecopop-Initiative, die ein maximales Bevölkerungswachstum vorsieht, gefährden bei einer Annahme die Personenfreizügigkeit. Um diese weiterzuführen, muss der Schweizer Souverän nicht nur die beiden Volksinitiativen ablehnen, sondern – voraussichtlich im kommenden Jahr – auch der Ausdehnung der Personenfreizügigkeit auf Kroatien zustimmen. Dreimal muss sich das Volk äussern und damit dreimal indirekt ein Vertragspaket bestätigen, das unter dem Namen Bilaterale I bekannt ist. Dieses besteht aus sieben Verträgen, die alle miteinander zusammenhängen. Wird einer gekündigt, sind die anderen hinfällig, wegen der Guillotineklausele.

Die Befürworter der Bilateralen bezeichnen die Verträge als «schickalshaft» für die Schweiz. Die Kündigung wäre «verheerend» für unser Land. Tatsächlich? Eine genaue Be-

trachtung der heiligen Kuh Bilaterale weckt Zweifel. Nicht alle Abkommen, die wegen der Guillotineklausele gemeinsam gekündigt würden, sind für die Schweiz vorteilhaft. Nicht alle Abkommen sind heute, mehr als elf Jahre nach ihrem Inkrafttreten, noch aktuell. Teil der Bilateralen I ist beispielsweise das Luftverkehrsabkommen, das Schweizer Fluggesellschaften den Zugang zum europäischen Markt gewährt. Die einzig grössere Schweizer Fluggesellschaft ist mittlerweile Teil des deutschen Lufthansa-Konzerns. Der heutige Zustand würde auch ohne Abkommen bestehen bleiben: Weder die EU noch die Schweiz haben ein Interesse an einer Wiedereinführung von Zutrittsbeschränkungen im Luftverkehr – weil es schlicht niemanden zu beschränken gibt. Mit dem Anflugregime auf den Flughafen Zürich hat das Abkommen im Übrigen nichts zu tun.

Das Landwirtschaftsabkommen schützt die Schweizer Bauern und setzt gemeinsame Standards. Als hochsubventionierte Branche trägt die Landwirtschaft aber nur sehr wenig zur Wertschöpfung in der Schweiz bei, ihr Anteil an den Schweizer Exporten liegt bei weniger als vier Prozent – wahrlich kein existenzielles Problem für unser Land, sollten die Bauern im Handel mit Europa schlechter gestellt werden. Im Interesse der EU ist dafür das Landverkehrsabkommen, welches einerseits die Kosten für den Lastwagen-Transitverkehr zwischen Basel und Chiasso und andererseits die Verlagerungspolitik von der Strasse auf die Schiene regelt. Aufgrund dieses Abkommens fahren Lastwagen mit 40 statt mit 28 Tonnen Gewicht durch den Gotthard. Die EU hat ein grosses Interesse daran, dass die Lastwagen weiterhin via Schweiz die Alpen queren.

### Abkommen ohne Wirkung

Ein weiteres Abkommen regelt die öffentlichen Beschaffungen. Dieses geht zwar über die WTO-Richtlinien hinaus. Aber auch dieser Vertrag ist insofern überholt, als vor allem grössere Firmen meist mit eigenen Filialen vor Ort sind. Angebote werden also nicht vom Schweizer Stammsitz, sondern von der jeweiligen Länderfirma eingereicht. Kleinere Schweizer Betriebe profitieren heute ohnehin kaum, da die Vergabepaxis in der EU oftmals

Von einiger Wichtigkeit für die Schweiz ist die Übereinkunft über die Beseitigung von technischen Handelshemmnissen. Sie erleichtert die Produktezulassung. Erzeugnisse für den Verkauf in Europa und der Schweiz müssen nur noch an einem Ort – hier oder in der EU – zertifiziert werden. Das spart der exportierenden Industrie erhebliche Kosten. So wichtig das Abkommen für die Schweiz ist, so wichtig ist es auch für die EU. Nach den USA, China und Russland ist die Schweiz der viertwichtigste Handelspartner der Union. Für mehr als 138 Milliarden Franken wurden 2012 Produkte aus der EU in die Schweiz eingeführt. Die Ausfuhren betragen im gleichen Jahr aber nur knapp 118 Milliarden Franken. Die Handelsbilanz der Schweiz ist grundsätzlich positiv. Gegenüber der EU ist sie negativ. Das Defizit betrug in der vergangenen Dekade zwischen 18 und 26 Milliarden Franken pro Jahr. Ziemlich unwahrscheinlich, dass die EU ein Interesse daran hat, einen derart wichtigen Handelspartner mit protektionistischen Handelshemmnissen vor den Kopf zu stossen. Zumal die Beschränkungen genauso zum eigenen Nachteil geraten könnten.

### Nur die Personenfreizügigkeit zählt

Der einzige Vertrag der Bilateralen I, bei dem Relevantes auf dem Spiel steht, ist letztlich die Personenfreizügigkeit. Die anderen Verträge

keit darüber herrscht, dass die Schweiz auf die Zuwanderung von Fachkräften angewiesen ist. Einerseits, um alle Stellen in unserer nach wie vor wachsenden Wirtschaft zu besetzen. Andererseits aber auch, um die Altersvorsorge langfristig sicherzustellen.

In ihrem Übereifer, die Personenfreizügigkeit als allein selig machende Lösung zu verherrlichen, vergessen die Befürworter aber die grossen Probleme, die auf den freien Personenverkehr zurückzuführen sind – oder kanzeln diese Angelegenheiten als «politisch lösbare Randerscheinung» ab. Dabei sind hohe Mieten, überfüllte Züge und Autobahnen und nicht zuletzt die Konkurrenz am Arbeitsplatz keine unbedeutenden Nebenerscheinungen, wie die immer wieder publizierten Sorgenbarometer und nicht zuletzt die Resultate gewisser Volksabstimmungen zeigen.

Die politische Frage lautet trotzdem nicht «Zuwanderung: Ja oder nein?», sondern «Zuwanderung ja, aber wie viel und woher?». Befürworter des freien Personenverkehrs mit der EU sehen bürokratische Hürden und starre Zuwanderungsbeschränkungen als Gegenstück zum heute gültigen System. Tatsächlich dürfte es mit ziemlicher Sicherheit einen Wachstumsdämpfer für unsere Wirtschaft geben, wenn Arbeitskräfte aus dem Ausland erst nach einem Marathonlauf durch die Ämter rekrutiert werden können.

Einige Anleger tragen mehr Risiken. Andere mehr Gold.  
made by Gübelin.

GÜBELIN  
JUWELEN • UHREN

nicht ganz so korrekt abläuft wie hierzulande. Meist sind die Aufträge jedoch zu klein, dass sich eine Klage gegen die inkorrekte Vergabe lohnen würde.

Das Forschungsabkommen der Bilateralen I, das es Schweizer Forschern ermöglicht, an EU-Forschungsprogrammen teilzunehmen, war schon beim Inkrafttreten überholt: Es regelt die Beteiligung am fünften EU-Forschungsprogramm, das zwischen 1998 und 2002 lief. Die Bilateralen I traten jedoch erst 2002 in Kraft. Die Schweiz machte darum erst beim sechsten EU-Programm mit und gilt seit 2004 als assoziierter Staat. In der vergangenen Herbstsession stimmten beide eidgenössischen Räte dem mittlerweile achten EU-Forschungsprogramm «Horizon 2020» zu. Diese Beteiligung zwischen den Jahren 2014 und 2020 kostet die Schweiz knapp 4,4 Milliarden Franken. Eine Kündigung der Bilateralen I hätte darauf überhaupt keinen Einfluss.

sind überholt, im gegenseitigen Interesse oder zum Vorteil der EU. Wird das Vertragswerk als Ganzes hinfällig, weil die Personenfreizügigkeit wegen Annahme der Masseneinwanderungs- oder Ecopop-Initiative gekündigt würde, fände sich für die übrigen Themen eine rasche Einigung.

Was steht bei der Personenfreizügigkeit eigentlich auf dem Spiel? Die Allianz aus Politik und Wirtschaft verklärt diesen Vertrag zum einzig gültigen Wachstumstreiber und Wohlstandsgaranten. Im Fall einer Kündigung, so prophezeien sie, werde der Schweizer Arbeitsmarkt austrocknen. Mit schlimmen Folgen: Spitäler ohne Krankenschwestern und Ärzte, Restaurants ohne Servierpersonal und Köche, Forschungsabteilungen, die ins Ausland abwandern, und Bauern, die auf verdorrten und ungernteten Feldern sitzen.

Bei den ganzen Horrorszenarien geht vergessen, dass in der Politik weitgehend Einig-

So weit muss es jedoch nicht kommen. Mit einem Ende der Personenfreizügigkeit wäre einzig die automatische Zuwanderung aus dem EU-Raum beendet. Die Schweiz könnte so die Einwanderung wieder in die eigene Hand nehmen, so die Argumente derjenigen, die ein Kontingentsystem einführen wollen, wie es heute schon andere Länder (beispielsweise Australien oder Kanada) kennen. So würde die Schweiz definieren, wer unter welchen Umständen kommt. Und vor allem auch, woher. Denn im jetzigen System werden EU-Immigranten gegenüber solchen aus der übrigen Welt bevorzugt. Selbst wenn diese besser qualifiziert sind.

Ohne Personenfreizügigkeit, dafür mit unbürokratischen Kontingenten und einer Zuwanderung aus der ganzen Welt würde der Baum genauso blühen. Die Äpfel wären dann nicht mehr nur rot, sondern auch grün oder gelb. ○



## Abstimmung

# Gripens Grounding

Im Unterschied zum F/A-18-Plebiszit vor zwanzig Jahren an der Urne hat die Beschaffung von Gripen-Kampffjets wenig Chancen. Die Erneuerung der Luftwaffe dürfte im Kulturkampf zwischen Traditionalisten und Modernisten versenkt bzw. verschoben werden. *Von Kenneth Angst*

Im kommenden Frühjahr wird das Volk zum zweiten Mal in der Geschichte der modernen Schweiz über den Kauf von teuren Kampffjets zwecks autonomer Überwachung und Verteidigung unseres Luftraumes entscheiden können. Bundespräsident Ueli Maurer sowie seine nationalkonservativen Gesinnungsgenossen in vaterländischen Milizorganisationen und rechtsbürgerlichen Parteien und Milizorganisationen setzen all ihre Hoffnungen auf ein neuerliches Glaubensbekenntnis zur Armee. Also auf einen Sieg der Symbolpolitik nach dem Motto: «Eine Armee ohne Flugzeuge ist keine Armee.»

Realpolitisch klammert sich ihr bislang nur mit solchen und andern Phrasen – «Ohne Flugzeuge keine Sicherheit, ohne Sicherheit kein Wohlstand» – imprägnierte Kampffjet-Fetischismus an dreierlei. Erstens an die zuletzt solide bürgerliche Geschlossenheit in der Bundesversammlung. Zweitens an das wuchtige Bekenntnis des Souveräns zur Zwangsmiliz auf der Basis der allgemeinen Wehrpflicht. Und drittens an die schliesslich doch noch erfolgreiche Abstimmungskampagne pro F/A-18 vor zwanzig Jahren.

Doch die daraus abgeleitete Zuversicht für eine finale «Liebesbeziehung zwischen Volk und Gripen» (Ueli Maurer) ist dreifach unbegründet, oberflächlich und verfehlt. Übereinstimmende Parlaments- und Volksmehrheiten sind bei Referendumsabstimmungen zwar nach wie vor die Regel, aber keineswegs zwingend und immer. Denn im Unterschied zu Volksvertretern im medialen Glashaus bleiben Stimmbürger anonym und frei von Rücksicht auf Ihrgleichen und Wahlen. Erfolgt ihre Meinungsbildung über weite Strecken parteiunabhängig. Gehört ihre Stimme jenen mit der am besten popularisierten Themen-, Diskussions- und Plausibilisierungsmacht.

Eben deshalb verbürgt auch der beim Gripen am Schluss wie Phönix aus der Asche aufgestandene Bürgerblock noch keineswegs eine entsprechende Volksmehrheit. Schon das vorgängige rund zweijährige *Gekäre* um die Typenfrage, um Kaufbedingungen und finanzielle Risiken offenbarte ein angestregtes Bemühen des Freisinns und der bürgerlichen Mitte, den offenbar virulenten Zweifeln ihrer Mitglieder und Wähler an der militärischen Priorität dieser 3-Milliarden-Investition zu

mindest dem Schein nach Rechnung zu tragen und also das Projekt nicht einfach durchzuwinken. Aber eben auch, das Rüstungsgeschäft nicht schon im Parlament zu begraben und damit der SVP in den kommenden Wahlen eine weitere Angriffsfläche zu bieten.

Auch die jüngste Kanterniederlage der GSoA in Sachen Wehrpflicht kann mitnichten als Stimmungsbarometer zugunsten neuer Kampffjets interpretiert werden. Denn sanktioniert worden ist ja nur das Prinzip der Zwangsmiliz, wonach die Schweizer Armee auch weiterhin aus der



**Oberflächlich:** Verteidigungsminister Maurer.

Mitte der Gesellschaft rekrutiert werden soll. Alles andere aber – ihre strategische Ausrichtung, ihre Grösse und ihre Bewaffnung – bleibt offen und strittig.

Doch gerade hierzu sind nun im Rahmen des Reformprojektes «Weiterentwicklung der Armee» aber absehbar homerische Debatten programmiert. Debatten über eine Halbierung des Truppenbestandes auf noch 100 000 Mann, die Schliessung unzähliger Schiess-, Waffen- und Militärflugplätze, den zukünftigen Armeeauftrag und die dazu konforme Ausrüstung mit Blick auf erwartbare Bedrohungslagen. Weil aber genau darüber im Parlament just im nächs-

ten Frühjahr gestritten werden wird, also zeitlich in etwa parallel zum Gripen-Abstimmungskampf, ist unschwer vorstellbar, wie virulent gerade dann die Zweifel an einer Erneuerung der Luftwaffe zum jetzigen Zeitpunkt sein dürften. Was oder wen wollen wir damit abschiessen und bombardieren? Was nützen Abfangjäger gegen Raketen, Terroristen und Migrationsströme? Warum nicht klüger in eine bessere Luftabwehr investieren? Warum nicht die Überwachung des Luftraumes mit den noch bis 2030 einsetzbaren F/A-18 erfüllen? Auf solche und andere Fragen auch aus dem bürgerlichen Lager haben die Gripen-Befürworter bisher keinerlei überzeugende Antworten geliefert.

### Unvorstellbare Bedrohung

Ebenso wenig vertrauensbildend ist schliesslich auch die aktuelle Rückbesinnung der Gripen-Befürworter auf die Volksmehrheit von 57 Prozent für den F/A-18 am 6. Juni 1993, bloss vier Jahre nach dem Fall der Berliner Mauer. Aus persönlicher Erfahrung heraus, als persönlicher Berater von Kaspar Villiger in die damalige Abstimmungskampagne stark involviert, darf ich behaupten: ganz im Gegenteil. Denn im Unterschied zu damals ist der Kalte Krieg schon lange vorbei. Sind die Reihen der von uns intensiv mobilisierten Weltkriegsgeneration heute stark gelichtet. Ist die Pluralisierung des bürgerlichen Lagers seither stark fortgeschritten. Streiten sich sicherheitspolitische Traditionalisten und Modernisten intensiver denn je über Nutzen, Grenzen und Risiken einer autonomen Rundum-Verteidigung im neutralen Alleingang. Rechnet heute kein Armeepianer mehr mit einem Krieg zwischen europäischen Staaten.

Und last, but not least agiert mit Ueli Maurer im Unterschied zu Kaspar Villiger kein auch intellektuell und empathisch einigermaßen versierter Mann aus der politischen Mitte, sondern ein treuer Diener bloss seiner eigenen Partei. Zwar inzwischen aufgerückt zur stärksten Minderheit der Schweiz, aber alleine noch lange nicht mehrheitsfähig, auch nicht an der Urne.

Kenneth Angst ist freier Publizist und Berater für Public Affairs. Davor war er unter anderem tätig als politischer Berater von Bundesrat Kaspar Villiger (1992–1995), als Stv. Chefredaktor der NZZ (1995–2001) sowie als Co-Chefredaktor der *Weltwoche* (2001–2002)

# Umdenken, bitte

**Einst waren die SBB das Lieblingskind der Nation. Heute mehren sich die kritischen Stimmen: zu teuer, zu kompliziert, zu viele Pannen, zu wenig Sitzplätze. Die SBB müssen zu ihren Kosten stehen.**

*Von Silvio Bircher*



Zugpannen häufen sich, teils auch tragische Unfälle. Zu Stosszeiten fehlt es an Sitzplätzen. Und Bahnfahren ist komplizierter geworden: Ein Angebot jagt das andere, kaum jemand hat den Überblick, was wann Gültigkeit hat. Neue Billettautomaten und Tarifzonen zwingen zu wahren Kombinationskünsten. Sie führen zu Verzerrungen und überrissenen Preisen. Auch stehen Vorschläge von Avenir Suisse im Raum, gemäss denen zu Stosszeiten die Billettpreise erhöht werden sollen – was in erster Linie die Pendler bestrafen würde. Bei der Tarifgestaltung sind die Kompetenzen verworren. Das Bundesparlament schweigt vielstimmig und ist weitgehend kaltgestellt. Doch die Politik muss wieder stärker in die Verantwortung einbezogen werden.

In den achtziger Jahren hatten die beiden Räte in Bern noch mehr zu sagen, es herrschte geradezu Aufbruchstimmung. Zum Beispiel 1985: Die mit dem Budget beantragte SBB-Tariferhöhung von 5,2 Prozent kam mit 87 zu 84 Stimmen im Nationalrat nur mit Zufallsmehr durch. Es folgten die grossen Umweltschutzdebatten im Zeichen des Waldsterbens und zur Verbesserung der Luftqualität. Eine parlamentarische Initiative verlangte die Halbierung der schon damals viel zu hohen Billettpreise. Mit dem Halbtax-Abo für erschwingliche 100 Franken wurde der Vorstoss praktisch realisiert. Andere Tarifmassnahmen folgten. Die SBB zogen mit, die Bundeskasse bezahlte die Einnahmefälle, solange der Parlamentsbeschluss Gültigkeit hatte. Eine offizielle Studie von 1990 erklärte diese Beschlüsse als «beste Förderungsmittel für die Bahnen». Sie hätten zum Umsteigen vom Auto auf die Bahn angeregt, den Bahnanteil um sechs Prozent erhöht und «die Umwelt massiv entlastet». Auch finanziell sei ihr «gesamtwirtschaftlicher Nutzen grösser als die Kosten».

## Chaos an den Billettautomaten

Es folgten harte Jahre für das oberste Management der SBB. An Verwaltungsratssitzungen lieferten sich die beiden Generaldirektoren Benedikt Weibel (SP) und Hans Peter Fagagnini (CVP) heftige Wortgefechte, derweil der Güterverkehr in die Krise schlitterte und Abkommen mit Italien für den Nord-Süd-Verkehr in den Sand gesetzt wurden. Der aus dem Ausland herbeigeholte, völlig unbekannte und unerfahrene neue Güterverkehrsleiter erwies sich

als Flop und verschwand nach kurzer Zeit wieder in den Norden. Zurück blieb ein düpierter SBB-Verwaltungsrat, eine sprachlose SBB-Leitung und eine Autotransportbranche, die sich ins Fäustchen lachte. Weibel beerbte Hans Eisenring als vorzeitig demissionierenden CEO – und Hans Peter Fagagnini zog die Konsequenzen und verliess entnervt die Generaldirektion. Später wechselte er nach kurzer Beratertätigkeit als CEO zur grossen Transportfirma Hangartner. Weibel zog zwar gute Leute nach, der Personenverkehr wurde kräftig



*Auf Kosten der Pendler: SBB-Chef Meyer.*

ausgebaut, aber mit der Einführung des Halbstunden- und Studenttakts auf den Hauptstrecken des Bahn-2000-Netzes ging man an die Grenzen des Verkräftbaren. Der Güterverkehr ist ein Sorgenkind geblieben.

Auch der Verweis auf die Abgeltungszahlungen für erbrachte Leistungen im Regionalverkehr kann nicht davon ablenken, dass den SBB grosse Mittel von der öffentlichen Hand zufließen, ohne dass sie in der eng gefassten Betriebsrechnung zum Ausdruck kommen. Diese schliesst dann jeweils zum grossen Erstaunen mancher mit schwarzen Zahlen ab. Ob auf der andern Seite der private Verkehr

seine Kosten voll decken kann? Die hohen Treibstoffpreise lassen das vermuten, doch sind sich Experten uneinig, ob alle externen Kosten wie etwa Schäden an der Umwelt auch wirklich voll eingerechnet sind.

Zurück zu den (zu) hohen Billettpreisen. Diese stiegen und stiegen, für Einzelbillette, Halbtax-Abos und Generalabonnemente (GA). 2004: gänzliche Streichung des Retourbillett-rabatts; Billettpreis 2. Klasse Zürich–Bern 1990: Fr. 31.–, heute: Fr. 49.–. Im Regionalverkehr muss der geplagte Kunde meist Billette für ganze Zonen lösen, ob er sie nutzen will oder nicht. An den Billettautomaten herrscht oft blankes Chaos.

Der neue CEO Andreas Meyer setzte die Tarifierhöhungen fort: +3,7 Prozent 2002, +3,1 Prozent 2007, +2,4 Prozent 2010, +3 Prozent 2012 (für Einzelbillette 2. Klasse). Das beliebte, vom Parlament 1987 forcierte Halbtax-Abo kostete 1990 110 Franken, und heute bezahlt man stolze 175 Franken. Das GA verteuerte sich von 2050 Franken im Jahr 1985 auf heute 3550 Franken (2. Klasse). Nur dank einer Vereinbarung mit dem Preisüberwacher konnte für Ende 2013 eine neue Tarifrunde vermieden werden.

## Tropfen auf den heissen Stein

Der Bund schliesst alle vier Jahre eine Vereinbarung mit den SBB ab. Eine bessere Kostendeckung wird angestrebt. Der Bahnkunde solle mehr Geld für den Netzausbau bezahlen. Aber von Eigenwirtschaftlichkeit ist die Bahn meilenweit entfernt. Die Tarifaufschläge bringen zwar allfällige Mehreinnahmen (sofern die Kunden nicht massenweise aufs Auto umsteigen), sie wirken aber wie ein Tropfen auf den heissen Stein des Bahnausbaus. Die ÖV-Reisenden mit immer neuen Tarifaufschlägen für fehlende Finanzen zu bestrafen, ist der falsche Weg. Mit einem Netzausbau werden die Umwelt und das Strassennetz entlastet. Ansonsten droht der Pendlerstrom in den Agglomerationen zusammenzubrechen.

Jetzt ist die Politik gefordert. Macht sie es richtig, könnte man die SBB wieder ins Herz schliessen.

**Silvio Bircher** ist freier Publizist und Buchautor, unter anderem von «Wahlkarussell Bundeshaus – umstrittene Bundesratswahlen und Schweizer Politik». Er war SP-National- und -Regierungsrat des Kantons Aargau und acht Jahre lang SBB-Verwaltungsrat.

# Klima: Stockers Widersprüche

Der renommierte Schweizer Forscher Thomas Stocker präsentierte den neuen Bericht des Weltklimarats IPCC. Das Dokument räumt Unsicherheiten ein über die Wirkungen von CO<sub>2</sub>. Doch Stocker gibt sich überzeugter denn je, dass seine Theorien stimmen. Ist der Professor Opfer seiner Mission geworden?



«Fakten bleiben Fakten»: Klimaphysiker Stocker.

Der internationale Klimarat IPCC ist eine enorm wichtige Behörde. Seinen Empfehlungen folgt die Politik weitestgehend. Auch die Schweizer Energiepolitik ist stark beeinflusst von der Weltbehörde der Klimaforscher. Sind die wissenschaftlichen Grundlagen des IPCC wirklich wasserdicht? Stocker, IPCC-Vizepräsident, gab dem Zürcher Tages-Anzeiger ein Interview, das am 24. September erschien. Wir liefern hier eine von Weltwoche-Redaktor Alex Reichmuth kritisch kommentierte Fassung.

**TagesAnzeiger:** Die Stagnation des globalen Temperaturtrends in den letzten gut fünfzehn Jahren wird ein wichtiges Thema sein [an den zur Zeit des Interviews bevorstehenden Verhandlungen zwischen Klimaforschern und Regierungsvertretern über den neuen Bericht des Weltklimarats, Anm. der Weltwoche]. Das müssen Sie in der Öffentlichkeit erklären.

Thomas Stocker: Dieses Thema wurde in der Öffentlichkeit hochstilisiert. Es ist wissenschaftlich interessant, aber für das Verständnis des Klimasystems untergeordnet.

**Kommentar Weltwoche:** Hochstilisiert? Stocker widerspricht sich gleich in der nächsten Antwort.

**Ein Kollege von Ihnen sagte kürzlich, wenn die Klimapause etwa zwanzig Jahre dauern werde, müsse man nochmals über die Bücher, ob das Klima weniger stark auf die CO<sub>2</sub>-Emissionen reagiere als erwartet.**

Das ist so. Stocker gibt zu, dass die Szenarien des Weltklimarats allesamt falsch sind, sollte sich der Temperaturstillstand fortsetzen. Fünfzehn der besagten zwanzig Jahre sind bereits um. Der Stillstand ist also für das Verständnis des Klimasystems keineswegs untergeordnet.

Das ist so. Stocker gibt zu, dass die Szenarien des Weltklimarats allesamt falsch sind, sollte sich der Temperaturstillstand fortsetzen. Fünfzehn der besagten zwanzig Jahre sind bereits um. Der Stillstand ist also für das Verständnis des Klimasystems keineswegs untergeordnet.

Aber wir vermuten relevante Grössen, die dafür verantwortlich sind.

*Es gibt also relevante Grössen, die das Klima offenbar beeinflussen, über die die Forschung derzeit aber nur mutmassen kann.*

**Das Meer zum Beispiel?**

Ja. Wir wissen noch nicht genau, wie viel der tiefe Ozean an Wärme aufnimmt oder welche Rolle Aerosole wie Russ für die Temperaturentwicklung spielen. Dafür brauchen wir noch zuverlässigere und räumlich höher aufgelöste Beobachtungsdaten.

*Stocker räumt ein, dass die Rolle des Ozeans und der Aerosole (Schmutzteile) auf das Klimasystem im Grunde unverständlich sind. Weiter weiss die Klimaforschung auch nicht genügend Bescheid darüber, welchen Einfluss Wasserdampf und Wolken haben. Nur wenn aber all diese Faktoren insgesamt temperaturtreibend auf den höheren CO<sub>2</sub>-Gehalt der Atmosphäre reagieren, erwärmt sich die Erde möglicherweise in einem gefährlichen Mass. Steigen die Temperaturen nicht so stark, könnte sich das, über das Gesamte gesehen, sogar positiv auf Mensch und Umwelt auswirken.*

Solche Stagnierungsphasen sind aber grundsätzlich nichts Aussergewöhnliches. Das ist in den vergangenen 130 Jahren bereits mehrere Male vorgekommen. Modelle zeigen, dass es dies auch in Zukunft immer wieder geben wird...

*Mit keinem dieser Klimamodelle konnte der gegenwärtige Temperaturstillstand vorhergesehen werden.*

... aber vor dem Hintergrund eines langfristigen Anstiegs der Temperatur.

*Die Temperaturen der letzten Jahre liegen am alleruntersten Ende der Klimaszenarien des Weltklimarats. Die Wahrscheinlichkeit, dass die tonangebenden Klimaforscher den Einfluss des Menschen auf das Klima überschätzt haben, steigt mit jedem Jahr, in dem es nicht wärmer wird.*

**Die folgende Aussage im letzten Bericht bleibt also bestehen: «Die Erwärmung des Klimasystems ist eindeutig»?**

Das war damals ein Fakt. Und Fakten bleiben Fakten. Tausende unabhängige Beobachtungen belegen das.

*Stocker hat recht, die Erde hat sich seit Beginn der Industrialisierung um etwa 0,8 Grad erwärmt. Die entscheidende Frage bleibt, ob der Mensch diese Erwärmung massgeblich verursacht hat und ob weitere drastische Temperaturerhöhungen wegen des Ausstosses von CO<sub>2</sub> zu erwarten sind.*

**In den Verhandlungen diese Woche sehen manche die Unabhängigkeit der Wissenschaft in Gefahr. Wie viel Spielraum lassen sie zu?**

Es gibt Spielraum bei der genauen Formulierung der Aussage, wie viele Details oder weitere Angaben noch eingebaut werden. Es wird auch Fälle geben, in denen Entscheidungsträger argumentieren, dass ein Ergebnis der Wissenschaftler ebenfalls noch in die Zusammenfassung aufgenommen werden soll. Die Aussagen müssen aber wissenschaftlich korrekt sein, da gibt es keine Kompromisse.

*Hier geht es nicht um Nebensächliches, sondern um Entscheidendes. Regierungsvertreter bestimmen mit, was im «Summary for Policymakers» des Weltklimarats (IPCC) steht. Es ist diese Zusammenfassung, die von der Weltöffentlichkeit wahrgenommen wird und die die Grundlage der Klimapolitik in den kommenden Jahren bildet. Kaum jemand liest den betreffenden Bericht des Klimarats, der über 2200 Seiten umfasst. Die Politik hat massgeblich Einfluss darauf, welche wissenschaftlichen Botschaften der Weltklimarat aussendet. Nach diesem Interview mit Stocker stritten sich in Stockholm Klimawissenschaftler und Regierungsvertreter insbesondere darüber, ob und wie der fünfzehnjährige Temperaturstillstand im «Summary» erwähnt wird. Der ganze Prozess ist politisch geprägt, nicht wissenschaftlich.*

**Der Weltwoche gaben Sie lange keine Interviews mehr. Was bringt Sie aus der Fassung?**

Dazu braucht es viel. Aber es ärgert mich, wenn Fakten nicht korrekt dargestellt werden oder wenn bekannte Tatsachen nicht erwähnt werden, um dem Leser falsche Schlussfolgerungen zu suggerieren. Oder wenn ich persönlich angegriffen werde.

*Worauf sich Stocker mit dieser Bemerkung bezieht, bleibt unklar.*

**Sie sind nie so weit gegangen wie der deutsche Klimaforscher Stefan Rahmstorf, der jeweils in harschem Ton medial auf Kritik reagierte.**

Das ist destruktiv. Ich war beim dritten IPCC-Klimabericht erstmals für ein Kapitel verantwortlich und hatte den wohl eloquentesten Klimaskeptiker, den MIT-Professor Richard Lindzen, in meiner Gruppe. Mit einer aggressiven Kommunikation hätte ich es nie geschafft, ihn zu konstruktiven Beiträgen zu motivieren. Schliesslich haben wir einen Konsens gefunden und das Kapitel abgeschlossen, zu dem Lindzen heute noch steht und bei dem er als Mitautor firmierte.

*Erstens beleidigt Stocker hier Lindzen, indem er behauptet, dessen Beiträge seien nur nach gutem Zureden konstruktiv gewesen. Zweitens suggeriert er, Lindzens Kritik an der These des menschengemachten Klimawandels sei leiser geworden. Das stimmt nicht. Die New York Times schrieb im April 2012: «Lindzen sagt, die Erde reagiere nicht speziell empfindlich auf Treibhausgas, weil Wolken die Reaktion abschwächen. Er glaubt, dass er die entsprechenden Mechanismen identifiziert hat. Auf einem Planeten, der wärmer werde, so Lindzen, gehe die Bedeckung durch hohe Wolken in den Tropen zurück, so dass mehr Wärme ins Weltall entweiche. Das wirke dem Temperaturanstieg entgegen.»*

**«Es ärgert mich, wenn Fakten nicht korrekt dargestellt werden.»**

**Wie ist Ihr Verhältnis zum Vorsteher des Weltklimarats, dem Inder Rajendra Pachauri?**

Ich fühle mich von ihm respektiert. Da hat sich eine gute Beziehung entwickelt.

**Mussten Sie leer schlucken, als der als diplomatisch geltende Pachauri nach dem entdeckten Fehler im letzten Bericht über die Abschmelzung der Gletscher im Himalaja öffentlich ausfällig wurde?**

Sicher. Aber ich weiss nicht, wie ich reagieren würde, wenn ich unter diesem Druck der Öffentlichkeit stehen würde. Ich habe ein gewisses Verständnis, wenn jemand unter solchen Umständen einmal die Nerven verliert.

*Wie bitte? Im letzten IPCC-Klimabericht stand, die Himalaja-Gletscher könnten bis 2035 völlig abschmelzen. Eine Gruppe von indischen Wissenschaftlern wies*

*darauf hin, dass das unmöglich stimmen kann. Pachauri, selbst Inder, bezeichnete daraufhin die Arbeit dieser Forscher als «Voodoo-Wissenschaft». Kurz danach musste er eingestehen, dass es sich tatsächlich um einen Fehler im IPCC-Bericht handelte. Pachauris Reaktion entlarvte ihn als Aktivisten. Dass Stocker für Pachauris völlig deplatzierte Äusserung Verständnis zeigt, lässt an der Seriosität des Berner Forschers zweifeln.*

Mit der Verleihung des Friedensnobelpreises an den IPCC ist der Druck gross geworden. Leugner des Klimawandels hatten Angst, die internationale Politik könnte nun im Klimaschutz einen grossen Fortschritt erzielen.

*Hier unterstellt Stocker allen Skeptikern, ihnen gehe es nur um die Verhinderung von Klimapolitik. Damit disqualifiziert er seine Gegner, indem er ihnen wissenschaftlich unlautere Motive nachsagt.*

Das wollten sie unbedingt verhindern und griffen zu unfairen Methoden wie direkten Angriffen gegen Personen, unter anderem gegen enge Kollegen.

*Stocker belegt diese happigen Vorwürfe nicht.*

**Auch Sie haben sich politisch aus dem Fenster gelehnt und gingen das Risiko ein, nicht mehr als unabhängig zu gelten. Nach dem letzten Klimabericht forderten Sie ein starkes Klimagesetz für die Schweiz.**

Ich stellte meine Aussagen immer unter eine Prämisse. Wir hatten in der Schweiz bereits eine Entscheidung gefällt, die Schweiz ging ja international mit der Ratifizierung des Kioto-Protokolls eine Verpflichtung ein. Und wenn wir politisch das 2-Grad-Ziel beschliessen, dann wissen wir heute wissenschaftlich: Wenn nichts unternommen wird, ist die Tür irgendwann zu. Diese Aussage mache ich heute sicher pointierter als vor zehn Jahren, weil wir seither, mit ganz wenigen Ausnahmen, immer Rekorde in den Emissionen geschrieben haben.

*Stocker ist zu einem politischen Aktivisten geworden. Wäre er ausschliesslich Wissenschaftler, würde er seine Gegner nicht als «Leugner des Klimawandels» bezeichnen.*

## HIGHLIGHTS DER WOCHE

ROBERT PARKER  
97+

Terra di Lavoro - Galardi 2010  
CHF 51.85

Siepi - Mazzei 2010  
CHF 70.20

ROBERT PARKER  
94

Flaccianello della Pieve - Fontodi 2009  
CHF 62.65

Amarone Costasera - Masi 2008  
CHF 37.80

Perlato del Bosco - Tua Rita 2011  
CHF 29.15

ROBERT PARKER  
96

Galatrona - Fattoria Petrola 2010  
CHF 64.80

Preis pro Flasche inkl. MwSt. / 75cl, Zwischenverkauf vorbehalten.  
Franko Melano. Transport nicht im Preis enthalten.

## DIE BESTEN WEINE AUS SARDINIEN



2009  
BARRUA  
AGRICOLA PUNICA  
CHF 28.10

JAMES SUCKLING  
92



2009  
TERRE BRUNE  
SANTADI  
CHF 36.70



2008  
TURRIGA  
ARGIOLAS  
CHF 50.75



ARVI  
THE SWISS BANK OF  
FINE AND RARE WINES

ARVI SA  
Via Pedemonte 1  
CH-6818 Melano

T 091 649 68 88  
F 091 648 33 75

info@arvi.ch

WWW.ARVI.CH

# Die Schadensbilanz von Greenpeace

Im Kampf für die angeblich gute Sache setzt sich Greenpeace über Gesetze hinweg und erntet damit nicht nur Sympathien, sondern auch Spenden. Einer nüchternen Analyse halten die Kampagnen und spektakulären Aktionen der Umweltaktivisten allerdings selten stand. *Von Alex Baur*



*Gegen die Spielregeln:* Greenpeace-Aktion im St.-Jakob-Stadion vom 1. Oktober.

Die Aktion war natürlich illegal: Letzte Woche kletterten Aktivisten von Greenpeace auf das Dach des vollbesetzten Basler St.-Jakob-Stadions (Hausfriedensbruch) und unterbrachen das Fussballspiel (Nötigung), um einen von SRF gratis verbreiteten Werbespot gegen russische Erdölbohrungen in der Arktis zu lancieren. Es war eine typische Greenpeace-Aktion nach bewährtem Muster: Vor laufenden Kameras entern Aktivisten Schiffe und Kühltürme, blockieren Bahngeleise und Firmensitze, stürmen Lagerhallen oder Forschungsstätten.

Dass solche Happenings nicht nur gegen das Gesetz, sondern auch gegen die Spielregeln eines fairen demokratischen Prozesses verstossen, scheint kaum jemanden zu stören. Denn Greenpeace legitimiert ihr Vorgehen stets mit einem angeblichen Notstand, der die Mittel für den guten Zweck heiligt. Wer mit solchen Mitteln agitiert und Millionen an Spenden generiert, muss makellose Motive nachweisen. Gerade in diesem Punkt scheitert Greenpeace aber oft: Analysiert man die Aktionen nüchtern, ist der Schaden oft grösser als der Nutzen für die Menschen und die Umwelt, in deren Namen sie lanciert wurden.

## Legal, illegal, piegegal

Bei ihrer Gründung 1971 hatte die Organisation ein klares Ziel: der Kampf gegen Atombom-

bentests im Pazifik. Was Greenpeace seither geboten hat, war immer zumindest fragwürdig.

«Golden Rice» — Gemäss dem Hilfswerk Unicef sterben jährlich 1,9 bis 2,7 Millionen Kinder in den Entwicklungsländern wegen Mangels an Vitamin A, Hunderttausende erblinden. Mit dem «Goldenen Reis», den Wissenschaftler 1992 dank einer gentechnischen Veränderung schufen, könnte diese Tragödie massiv entschärft werden. Greenpeace bekämpfte mit allen Mitteln und mit Erfolg die Aussaat der Reissorte, welche die Erfinder zur Bekämpfung des Elends sogar gratis abgeben wollen.

DDT — Wegen vermeintlicher Gesundheitsgefährdung, die nie nachgewiesen wurde, ist das Schädlingsbekämpfungsmittel seit den 1970er Jahren in den Industrieländern geächtet. In den Entwicklungsländern ist DDT aber zur Bekämpfung der Malaria weiterhin zugelassen. Theoretisch. Aufgrund einer Kampagne von Greenpeace wurde 2005 die letzte grosse DDT-Fabrik in Indien geschlossen. Nachdem im letzten Jahrhundert dank DDT ein starker Rückgang der Malaria erreicht werden konnte, ist die Krankheit heute wieder auf dem Vormarsch.

«Brent Spar» — 1995 lancierte Greenpeace mit Erfolg eine Kampagne gegen die Versen-

kung der ausrangierten Bohrplattform «Brent Spar». Die Aktion steht sinnbildlich für den lockeren Umgang der Umweltaktivisten mit Fakten und Zahlen. Die Behauptung von Greenpeace, mit der Plattform würden 5000 Tonnen Schweröl versenkt, war frei erfunden.

Strahlende Fässer — Auf Unwissen basierten auch die Kampagnen von Greenpeace gegen die Versenkung von schwach- bis mittellradioaktiven Abfällen im Meer. Die Entsorgungsmethode ist zwar unästhetisch, stellt aber keine Bedrohung für die Umwelt dar. Die Konzentration der strahlenden Stoffe, die in Glas und Beton eingegossen sind, ist gering und würde bei einem Leck im Wasser weiter verdünnt. Wasser blockiert zudem die Strahlung (vgl. *Weltwoche* Nr. 29/13).

Konflikte mit Urvölkern — Mit ihren Kampagnen gegen den Walfang, die Robbenjagd, die Erschliessung von Uran-, Öl- oder Gasvorkommen, aber auch etwa gegen die Nutzung von Tropenhölzern gerät Greenpeace immer wieder in Konflikt mit Urvölkern. Namentlich für die Inuit und die Indianer sind dies zum Teil überlebenswichtige Wirtschaftszweige.

Anti-Atom-Kampagnen — Zu den Hauptanliegen von Greenpeace gehört der Kampf gegen die Atomenergie. Patrick Moore, Gründungsmitglied und langjähriger Präsident, hat Greenpeace deshalb verlassen. Der Kanadier Moore wirbt heute aktiv für den Bau neuer Kernkraftwerke, weil diese nach seiner Ansicht die einzige realistische und saubere Option bieten, von den umweltschädlichen fossilen Brennstoffen wegzukommen.

Gewiss, über all diese Themen lässt sich kontrovers diskutieren. Doch Greenpeace ist eine Kampforganisation, die nicht die Debatte sucht, sondern mit emotionalen Bildern politische Kampagnen lanciert. Die Rollen der Guten und Bösen stehen in diesen von langer Hand geplanten und sorgsam inszenierten Reality-Shows von Anfang an fest. Auch Journalisten spielen bei diesen Kampagnen einen vorgezeichneten, zentralen Part – und die meisten erfüllen ihn brav und willfährig. So scheint sich keiner daran zu stören, dass die selbsternannten Umweltretter mit einer illegalen Aktion gegen eine legale russische Firma vorgegangen sind – eher schon nimmt man daran Anstoss, dass sich die Aktivisten ausnahmsweise für den Gesetzesbruch vor einem Gericht verantworten müssen. ○

# Die Magie der Geldschöpfung

Letzte Woche erschien in der *Weltwoche* ein Dossier zum Thema «Magie des Geldes». Was diese ausmacht, wurde in den Beiträgen allerdings nicht weiter ausgeführt.

Von Mathias Binswanger

Die «Magie des Geldes» erschliesst sich erst, wenn man den Prozess der Geldschöpfung in einer modernen Wirtschaft genauer betrachtet. Erstens können Banken Geld aus dem Nichts schaffen, wie es der berühmte Ökonom Joseph Alois Schumpeter formulierte. Und zweitens ermöglicht diese Geldschöpfung ein stetiges Wirtschaftswachstum, das vor etwa zweihundert Jahren in England seinen Anfang nahm.

Allerdings muss man sich zuerst von einem weitverbreiteten Irrtum lösen. Nämlich dem Irrtum, dass Banken Geld von Kunden ausleihen und es dann selbst weiterverleihen. Gemäss einer im Jahr 2010 in England durchgeführten Umfrage glauben rund 61 Prozent der befragten Bürger und damit fast zwei Drittel der Bevölkerung, dass Banken die Ersparnisse von Haushalten oder Unternehmen sammeln und diese dann wiederum als Kredite an Unternehmen oder Haushalte vergeben.

Wären Geschäftsbanken tatsächlich nur Geldvermittler, dann könnten sie umso mehr Kredite vergeben, je mehr in einer Wirtschaft gespart wird und die Bankkunden ihnen diese Ersparnisse auf ihren Bankkonten zur Verfügung stellen. Alle Banken gemeinsam in einem Land könnten insgesamt aber nicht mehr Kredite vergeben, als das Publikum willens ist, ihnen an Ersparnissen zur Verfügung zu stellen. Die Banken wären dann vergleichbar mit einer Blutbank in einem Krankenhaus. Die Bank müsste ihren Kunden dann genau wie eine Blutbank von Zeit zu Zeit mitteilen: «Leider haben wir im Moment keine Ersparnisse mehr, aber Sie können sich in eine Warteliste eintragen, und wir benachrichtigen Sie dann, wenn wieder Ersparnisse bei uns eingetroffen sind.» Eine solche Mitteilung hat aber wohl noch kaum jemand von seiner Bank erhalten, aus dem einfachen Grund, weil Banken für die Kreditvergabe keine Ersparnisse brauchen.

Doch wie läuft der Prozess der Geldschöpfung in der heutigen Wirtschaft tatsächlich ab? Hier gilt der im Englischen oft zitierte Satz «Kredite schaffen Einlagen (*Loans make deposits*)». Seit Londoner Goldschmiede im 17. Jahrhundert damit begannen, Kredite in Form von Papiergeld zu vergeben, das sie selbst kreierte, sind Banken zu Geldproduzenten geworden. Wann immer eine Geschäftsbank entscheidet, dass ein Bankkunde kreditwürdig ist, und sie ihm deshalb einen Kredit gibt, wird der entsprechende Betrag dem Konto des Bankkunden gutgeschrieben. In dem Moment, wo die Gutschrift erfolgt, erhöht sich entsprechend auch

die Geldmenge, die heute zum grössten Teil aus Einlagen auf Bankkonten besteht. Diese Einlagen sind Giralgeld oder Buchgeld, das materiell gar nicht in Erscheinung tritt und nur als Zahl auf einem Konto existiert. Aber obwohl dieses Geld physisch nicht existiert, kann man damit Güter und Dienstleistungen kaufen durch elektronische Zahlungen.

## Banken: Produzenten und nicht Vermittler

Wird nun umgekehrt ein Kredit zurückgezahlt, verringert sich die Geldmenge wieder um den entsprechenden Betrag, da das Geld dann wieder vom Guthaben des Bankkunden abgebucht wird. Worauf es letztlich ankommt, ist die Nettokreditvergabe. Werden mehr neue Kredite vergeben, als Kredite zurückgezahlt werden, dann erhöht sich die Geldmenge. Und in einer wachsenden Wirtschaft ist das längerfristig immer der Fall, da ständig mehr Kredite für die Finanzierung von Investitionen gebraucht werden.

Banken sind also vor allem Geldproduzenten und nicht Geldvermittler. Dies hat nun ganz entscheidende Konsequenzen für die Entwicklung einer Wirtschaft. Dank der Möglichkeit der Geldschöpfung durch die Banken können in einer Wirtschaft immer mehr Investitionen finanziert werden, ohne dass vorher entsprechend gespart wurde. Auf diese Weise wird das Wirtschaftswachstum ermöglicht, sofern die

Kredite produktiv verwendet werden. In diesem Fall werden sie dazu gebraucht, Investitionen in zusätzliches Realkapital (Maschinen und Anlagen) zu finanzieren, wodurch sich die Produktionskapazität erhöht. Müssten zusätzliche Investitionen hingegen durch mehr Ersparnisse finanziert werden, dann würde dies kein Wirtschaftswachstum erlauben. Mehr Ersparnisse bedeuten nämlich automatisch einen entsprechenden Rückgang des Konsums, und die Ausgaben können so insgesamt nicht steigen.

Werden die Kredite hingegen unproduktiv verwendet, das heisst für den Kauf von bereits existierenden Gütern und Dienstleistungen, dann führt Geldschöpfung zu steigenden Preisen und damit zu Inflation. Ein Grossteil des von den Banken geschaffenen Geldes wird in einer modernen Wirtschaft aber nicht mehr für den Kauf von Gütern und Dienstleistungen verwendet, sondern für den Kauf von Wertpapieren oder anderen Vermögenswerten. Auf diese Weise führt Geldschöpfung immer häufiger zu Inflation auf Finanzmärkten statt in der Realwirtschaft. Diese Inflation nennen wir dann spekulative Blasen, die besonders häufig an der Börse oder auf dem Immobilienmarkt auftreten. Ohne die Geldschöpfungstätigkeit der Banken wären diese spekulativen Blasen gar nicht möglich. Aber wir hätten dann auch kein Wirtschaftswachstum. ○



Wie wächst die Wirtschaft?



Wie aus einem Holz geschnitzt: Superstar Frank Sinatra ...



... und Ronan Farrow, Sohn der Schauspielerin Mia Farrow.

---

## Vater unser

---

Frank Sinatra soll einen Sohn mit Mia Farrow gezeugt haben, zwanzig Jahre nach ihrer Scheidung. Und auch Leonardo da Vinci sei Schöpfer eines inoffiziellen «Kindes», das in einem Schweizer Safe ruht. Was ist dran an den Gerüchten, die zu Verschwörungstheorien anregen? *Von Urs Gehriger*

Wo hat der Junge die sanft geschwungenen Lippen her? Und erst die Augen, stahlblau und leuchtend hell? Woody Allen, schmallippig, braunäugig, Knollennase, wird sich diese Fragen schon bald nach der Geburt seines Sohnes gestellt – und keine Antwort gefunden haben. Ronan Farrow, 25, Woody Allens einziges leibliches Kind, hat kein einziges Merkmal, das im Entferntesten mit dem Grossstadtneurotiker in Relation steht.

Nun hat Ronans Mutter, Mia Farrow, 68, ihr Schweigen gebrochen. In einem Interview der Novemberausgabe des US-Magazins *Vanity Fair* bringt sie einen anderen möglichen Vater ins Spiel. Nicht irgendeinen. Als Reaktion auf jahrelange Spekulationen sagt sie, ihr Sohn sei «möglicherweise» von Frank Sinatra gezeugt worden, mit dem sie zwischen 1966 und 1968 verheiratet war. Man hält die Porträts nebeneinander, und plötzlich fällt es einem wie

Schuppen von den Augen: Frank und Ronan – «Ole' and Young Blue Eyes», wie aus einem Holz geschnitzt.

Doch wie ist das möglich? Bei Ronans Geburt 1987 ist Mia Farrow fast zwanzig Jahre von Frank Sinatra geschieden. Eine zehnjährige Ehe mit dem Komponisten André Previn liegt dazwischen und sieben Jahre mit Woody Allen. «Er war die grosse Liebe meines Lebens», sagt Farrow dem *Vanity Fair* über Sinatra. Und Sinatras Tochter Nancy sekundiert vielsagend: «Ronan ist ein Teil von uns, und wir schätzen uns glücklich, ihn in unseren Reihen zu haben.»

Vier Mal war Frank Sinatra verheiratet. Verglichen mit Nancy Barbato, Ava Gardner und Barbara Marx war die Ehe mit Farrow ein kurzes Intermezzo, ein Ausreisser inmitten der Midlife-Crisis. Als sich die beiden 1964 auf dem Set bei Twentieth Century-Fox begegnen,

ist sie neunzehn. Die Tochter von Schauspielerin Maureen O'Sullivan, aufgewachsen in Hollywood, ist mit allen Wassern des Glamour-Business gewaschen. Dennoch wandelt sie durch die Traumfabrik wie eine «naive Elfe», schreibt damals die Klatschpresse.

Mit ihren riesigen Augen himmelt sie Sinatra an. Er charmiert ihr mit säuselnden Worten. Bei einer Privatvorstellung eines seiner Filme «hält er meine Hand, als die Lichter ausgehen», erinnert sich Farrow in ihrer Biografie. Bald verbringt das Paar jedes Wochenende zusammen. Frank malt, sie zeichnet. Gemeinsam beugen sie sich über Kreuzworträtsel. An Weihnachten, als Mia auf ein Hündchen hofft, schenkt Frank ihr einen diamantenen Koalabären und einen gelben Ford Thunderbird, «passend zu deinem Haar».

Er nennt sie «Engelsgesicht». Nicht minder ist sie vernarrt in sein Wesen. «In meinen Ge-

danken ist er ein Mann, übersät mit Wunden, der trotz allen Widrigkeiten nach dem unerreichbaren Stern greift.» Das Lied «The Impossible Dream» aus dem Musical «Der Mann von La Mancha», frei nach Cervantes' Don Quixote, erinnerte sie an Frank. Mia legt Sinatra ans Herz, das Stück einzuspielen. Er erfüllt ihr den Wunsch. Wie seine Stimme zum Refrain anhebt: «This is my quest / To follow that star / No matter how hopeless / No matter how far», gehört zu den magischsten Passagen in seinem Repertoire.

### Hollywoods seltsamstes Paar

Frank und Mia geben zu jener Zeit das seltsamste Paar in Hollywood ab: sie, das androgyne Hippiemädchen. Er, der arrivierte Entertainer, der sich mit ergrauenden Granden des Jetsets umgibt. 29 Jahre beträgt der Altersunterschied. Selbst seine engsten Freunde witzeln darüber. «Frank ist eine Flasche Scotch älter als Mia», ulkt Sinatras Saufkumpan Dean Martin. Ava Gardner, die unverwüsthche Über-Frau in Sinatras Leben, speit Gift und Galle: «Hah! Ich habe immer gewusst, dass Frank eines Tages mit einem Jungen im Bett endet.»

«Es fühlte sich ein bisschen an wie eine Adoption», sagt Mia später über die Ehe, die in einer Vier-Minuten-Zeremonie im «Sands»-Casino in Las Vegas geschlossen wird. Sie dauert bloss zwei Jahre. Während der Dreharbeiten zu «Rosemary's Baby» verlangt Mia die Scheidung. Sinatras Anwalt erscheint mit der Trennungsurkunde auf dem Set. Mia unterschreibt vor den Augen von Regisseur Roman Polanski und reist nach Indien, wo sie bei Maharishi Mahesh Yogi zur Meditation geht, eskortiert von den Beatles.

Umso überraschender klingt es, wenn Mia nun *Vanity Fair* sagt: «Wir haben uns nie wirklich getrennt.» 1987 soll Sinatra sie geschwängert haben, mit 71 Jahren. Sie lebte und arbeitete damals mit Woody Allen in der linken New Yorker Szene, als Mutter von drei leiblichen und fünf adoptierten Kindern. Sinatra seinerseits hatte ins Lager der Republikaner gewechselt und swingte für Ronald Reagan.

Doch nichts ist unmöglich, bei Sinatra erst recht nicht. Die neue Ausgabe von *Vanity Fair* jedenfalls wird reissenden Absatz finden. Auch deshalb, weil darin acht der vierzehn Kinder Mia Farrows über Woody Allen herziehen. Nachdem dieser eine Beziehung zur Adoptivtochter Soon-Yi Previn begonnen hatte, endete 1992 die zwölfjährige Beziehung zu Mia Farrow. Diese behauptete damals, die Regielegende habe die gemeinsame adoptierte Tochter Malone missbraucht. Malone wiederholt im Interview den Missbrauchsvorwurf. Ebenso Adoptivtochter Dylan. Einer von Farrows Söhnen sagt sogar, er habe Allen aus allen Familienfotos und -videos retouchiert.

Bei so viel spätem Hass fühlt man sich in ein shakespearesches Drama versetzt. Just von einem von dessen Schauplätzen, dem toskanischen Mantua, stammt die andere Novelle, die jüngst beim Spazieren-Lesen durch den Blätterwald im Gedächtnis haften blieb wie eine Klette am Kleid.

Im Zentrum steht eine Frau, die zu den schillerndsten der Renaissance gehört: Isabella d'Este (1474–1539). Fantastisch klingt, was ihr nachgesagt wird: hochintelligent, äusserst belesen, fließend in Latein, schlagfertig,

### «Es fühlte sich ein bisschen an wie eine Adoption.» (Mia Farrow über die Ehe mit Frank Sinatra.)

temperamentvoll. Als wären dies der edlen Attribute nicht genug, galt sie auch als atemberaubend hübsch, wenn auch mit einem Hang zur Korpulenz.

Den Kunstliebhabern ist Isabella bekannt als Leonardo da Vincis «zweite Schönheit» nach Mona Lisa. Wie ihre glamouröse Kollegin auf dem Jahrtausendwerk hängt auch sie im Louvre. Gezeichnet hat Leonardo sie 1499 auf einem Zwischenhalt beim Markgrafen Gonzaga, Isabellas Ehemann. In der Eile reichte es bloss für eine Profilzeichnung mit Kohlestift. Doch Isabella wollte mehr. Die eitle Kunstsammlerin wünschte einen Leonardo in Farbe.

Über Jahrhunderte rästelten Experten, ob neben der Skizze auch das «wirkliche Porträt» existiert. Wie die italienische Tageszeitung *Corriere della Sera* letzten Freitag in seiner Beilage *Sette* exklusiv berichtete, ist in einem Schweizer Banktresor dieses Gemälde nun entdeckt worden. Laut dem Wochenblatt stellt



«Eines Tages in Farbe»: da Vincis Skizze Isabellas,

das Bild eine «getreue Umsetzung» von da Vincis berühmter Profilzeichnung der Herzogin von Mantua aus dem Louvre dar.

Das Bild sei im Besitz einer italienischen Familie. Seit Beginn des 20. Jahrhunderts soll sie im aargauischen Turgi rund 400 Bilder gesammelt haben. Eine moderne Fälschung sei ausgeschlossen, schreibt die Zeitung. Die Besitzerfamilie, die nicht namentlich genannt werden will, habe das Werk bereits prüfen lassen. Eine Materialanalyse in einem Labor im amerikanischen Bundesstaat Arizona habe ergeben, dass das 61 auf 46,5 Zentimeter grosse Gemälde Pigmente enthält, wie da Vinci sie verwendete. Mit einer Wahrscheinlichkeit von rund 95 Prozent stamme das Werk aus Leonardos Lebenszeit (1452–1519).

### Der Brief vom 14. Mai 1504

Kunstexperten reihum runzeln die Stirn, mahnen zur Vorsicht. Verdächtig oft werden unbekannte «echte» da Vincis «entdeckt». Offiziell sind nur fünfzehn Werke eindeutig Leonardo da Vinci zugeordnet. Namentlich in Norditalien gab es viele Maler, die den Meister kopierten. Dies nicht zuletzt, weil Leonardo oft viel mehr Aufträge annahm, als er ausführen konnte.

Die chronische Überbelastung des Universalgenies bekam auch Isabella zu spüren. Angeblich hat Leonardo ihr das Gemälde versprochen. Doch habe er nie geliefert – trotz heftigem Drängen Isabellas.

Gibt es dafür Beweise? Isabella war eine passionierte Brieffschreiberin. Wir haben im Handschriftenarchiv von Mantua gesucht – und wurden fündig. In einem Brief, datiert in Mantua vom 14. Mai 1504, schreibt Isabella: «Meister Leonardo. Da wir vernommen haben,



Neuentdeckung aus Schweizer Safe.

dass Sie in Florenz residieren, hegen wir die Hoffnung, dass ein Wunsch, den wir seit langem mit uns tragen, in Erfüllung gehen möge: etwas aus Ihrer Hand zu besitzen.» Dann kommt Isabella direkt auf das besagte Porträt zu sprechen: «Als Sie bei uns weilten und unser Porträt in Kohle anfertigten, versprachen Sie, es eines Tages in Farbe zu malen.»

### Die Nervensäge aus Mantua

Gibt es Hoffnung, dass Leonardo doch noch seinen Pinsel für Isabella rührt? Offenbar nicht, wie sie im Brief selbst einzusehen scheint: «Aber weil dies [die Anfertigung eines Porträtmaltes, Red.] fast unmöglich ist, da es für Sie umständlich wäre, sich hierher zu bewegen, bitten wir Sie, Ihre Treue uns gegenüber zu halten, indem Sie statt unserem Porträt eine andere Figur malen, die uns sogar noch akzeptabler ist: einen jugendlichen Christus von ungefähr zwölf Jahren.»

Die Passage belegt: Isabella hat die Hoffnung auf ein Porträtmaltes aufgegeben. Als Ersatz wünscht sie sich nun eine Christusfigur. Doch nicht einmal die bringt Leonardo zustande. Am 31. Oktober 1504 schreibt Isabella: «Meister Leonardo. Einige Monate sind vergangen, seit wir Ihnen geschrieben haben, dass wir einen jungen Christus von rund zwölf Jahren aus Ihrer Hand haben möchten. Durch Herrn Angelo Tovaglia haben Sie ausrichten

lassen, dass Sie dies gerne machen würden. Doch angesichts der vielen Verpflichtungen, welche Ihren Händen aufgetragen wurden, zweifeln wir, dass Sie sich unserer erinnern.»

Leonardo ist mit seiner «Mona Lisa» beschäftigt. Dann arbeitet er Tag und Nacht an seiner «Schlacht von Anghiari», einem gigantischen Fresko im Florentiner Palazzo Vecchio. Er ist nun gänzlich zum Superstar aufgestiegen. Was kümmert ihn da die Nervensäge aus Mantua?

Oder hat Isabella, immerhin eine höchst solvente Mäzenin, Leonardo möglicherweise später für das Porträtmaltes gewinnen können? Selbst wenn sie sich nie mehr begegnet sein sollten, hätte er es anhand seiner Skizze malen können. Doch auch dies scheint nicht der Fall gewesen zu sein. In einem Brief an Leonardo beklagt sich Isabella nämlich, ihr Ehemann habe den Sketch weggegeben.

Ronan und Isabella sind Schicksalsgenossen – getrennt durch ein halbes Jahrtausend und dennoch vereint durch ein ähnliches Phänomen. Beide sind Geschöpfe prominenter Väter – möglicherweise. Der Ruhm ihrer angeblichen Schöpfer ist heute Stoff für Gerüchte, Intrigen, Verschwörungstheorien.

Doch was sagen die Direktbetroffenen? Frank Sinatra hat über eine späte Vaterschaft nie ein Wort verloren, und in seinem Testament hat er einem «Ronan» nichts vermacht. Ronan, der vermeintliche Sohn von «The

Voice», zwitscherte vor ein paar Tagen auf Twitter ironisch: «Hört mal zu, wir alle sind \*möglicherweise\* Frank Sinatras Sohn.»

Von da Vinci haben wir bloss Schweigen: Keine Notiz, kein Originaldokument ist auffindbar, das ihn als Urheber des Werks aus dem Schweizer Safe bezeugt. Und auch in Isabellas Briefen findet sich kein Zeichen der Genugtuung, dass ihr Wunsch nach einem Leonardo-Gemälde je in Erfüllung gegangen wäre.

### Farrows Florettstich

Bei Ronan würde ein Gentest subito Klarheit schaffen. Bei «Schweizer Isabella» ist der Vaterschaftsbeweis etwas aufwendiger. Die Besitzerfamilie verschafft nur einem ausgewählten Expertenzirkel Zugang zum Gemälde. «Dies zeigt, dass es keine seriöse Geschichte ist», sagt Tomaso Montanari, Kunstprofessor an der Uni Neapel, der *Weltwoche*. «Das Ganze ist eine Marketingaktion.» Auf diese Weise generiere der *Corriere* flotte Schlagzeilen. «Die Besitzerfamilie ihrerseits kann den Wert des Gemäldes steigern.» Ein echter Leonardo habe heute einen Wert von 100 bis 150 Millionen Franken.

Und Mia Farrow? Sie hat im ewigen Rosenkrieg ihrem verhassten Ex-Partner Woody genussvoll einen Florettstich versetzt. Der Rest ist Schall und Rauch – bis das Gegenteil bewiesen ist. ○



## synergy 2013

Der Anlass der Schweizer KMU-Wirtschaft

### Knappe Ressourcen – wie die Schweiz damit umgeht

Mittwoch, 30. Oktober 2013, Kursaal Bern, 17 bis 22 Uhr

stiftung  
kmu  schweiz

Stiftung zur Vermittlung von unternehmerischem Wissen

### Referenten:

Kurt M. Gloor, VR-Präsident ROMAG acquacare AG  
Hans-Peter Hadorn, Direktor Schweizerische Rheinhäfen  
Dr. Christoph Rühl, Chefökonom BP  
Kurt Schär, Geschäftsführer Biketec AG  
Reto Stump, Präsident Verein Artisansa

sgv  usam

### Anmeldetalon

Der/die Unterzeichnende

Nimmt an der synergy2013 sowie am Nachtessen teil  reserviert 6 Plätze (CHF 900.–)  reserviert 10 Plätze (CHF 1400.–)

Anzahl Personen \_\_\_\_\_ Strasse \_\_\_\_\_

Name \_\_\_\_\_ PLZ/Ort \_\_\_\_\_

Vorname \_\_\_\_\_ Telefon \_\_\_\_\_

Firma \_\_\_\_\_ E-Mail \_\_\_\_\_

Funktion \_\_\_\_\_ Datum \_\_\_\_\_

Anmeldetalon bis 21. Oktober 2013 einsenden, faxen 031 380 14 15 oder anmelden auf [www.synergy-der-kmu-anlass.ch](http://www.synergy-der-kmu-anlass.ch)

synergy 2013



## Geschlechterkampf

# «Musenalp» reloaded

Beruflich erfolgreiche Frauen seien «sexuell weniger attraktiv», behauptete Roger Köppel letzte Woche. In der heutigen Zeit noch auf alte Rollenmodelle zu pochen, ist unfreiwillig komisch.

Von Güzin Kar

Lieber Roger Köppel, beim Lesen deiner Ausführungen zu Frau und Mann musste ich ständig an den *Musenalp-Express*, die Mitmach-Poesie-Bibel für geplagte Teenager-Seelen unserer Jugendtage, denken. Vielleicht, weil man sich hier wie dort etwas zu viel vorgenommen hat. Man will die ganze Welt, wenn man sie schon nicht retten kann, so wenigstens erklären und, sich am Wohlklang der eigenen Worte labend, sich nicht um deren Logik scheren.

Selbstverständlich darf man gegen die Frauenquote argumentieren, aber muss man dazu gleich die ganze Evolution bemühen? In einer Zeit, in der nicht zuletzt die Reproduktionsmedizin die Grenzen der Geschlechter vollends verwischt, noch auf alte Rollenmodelle zu pochen, ist nicht nur barock, es ist unfreiwillig komisch. «Männer müssen Frauen lieben, Frauen müssen Männer zivilisieren.» Bisher hielt ich die weibliche Lust am Nachbessern des Lebenspartners (*formerly known as Nörgelei*) für nervtötend. Jetzt, da ich weiss, dass sie höheren evolutionären Zwecken dient, werde ich mich umbesinnen und zivilisieren, was das Zeug hält. Wüsste ich denn, wo und wie anfangen. Wenn ich mich in meinem Bekanntenkreis umsehe, so fallen mir lauter Männer auf, die bereits mit Gabel und Messer essen. Sie beherrschen die Lautsprache, einige von ihnen sprechen in ganzen Sätzen. Einzig die Bauarbeiter von gegenüber schnalzen und gurren, wenn man an ihnen vorbeigeht. Soll ich ihnen Homers «Odyssee» vorlesen? Und weshalb sollten die zivilisatorischen Bemühungen der Frauen just vor der Chefetage haltmachen, dort, wo sie vermutlich am gefragtesten wären? Darum: «Männer, die beruflich Karriere machen, werden sexuell attraktiver. Frauen, die im Beruf aufsteigen, werden sexuell weniger attraktiv.» Das soll der Philosoph Peter Singer gesagt haben. Das hat jeder schon mal gesagt, sogar ich, wenn ich besoffen bin.

Trotzdem sollte alle paar Monate irgendwer in irgendeiner Zeitung Frauen vor beruflichem Erfolg warnen und mit Statistiken und Horrorszenerarien wedeln. Ich krieg schon beim Lesen Haarausfall, Pickel und diesen «Warum sind alle Männer so gemein»-Blick, rechne mir vor, wie viel attraktiver ich wäre, wenn ich nicht Drehbücher, sondern Gratins fabrizierte, und nehme schnell meine Betty-Bossi-

Kochbücher hervor, auf der Suche nach dem Rezept zur Erhaltung meiner Restattraktivität. Dabei gehöre ich nicht einmal zu den erfolgreichen Frauen. Nicht zu den wirklich erfolgreichen wie Yahoo-Chefin Marissa Mayer, Facebook-Chefin Sheryl Sandberg, Joanne K. Rowling, Céline Dion, Lady Gaga, Scarlett Johansson und die weitere internationale Show-Gilde. Alle ganz schön hässlich, und kein Mann würde sich ihnen auf weniger als fünf Meter nähern. Jedenfalls kein normaler. Nein, Mann lungert lieber grunzend vor der



Attraktiv durch Leidenschaft: Yahoo-Chefin Mayer.

Jahresversammlung des Huschelivereins Oberwinterthur herum, wo er hofft, auf eine Frau zu treffen, die ihn zivilisiert.

Mein lieber Roger, irgendwann musst du es erfahren: Im Leben geht es nicht darum, möglichst sexy zu sein, sondern darum, glücklich zu werden. Wir alle wissen, dass die schönsten Menschen nicht zwangsläufig zu den glücklichsten gehören. Ebenso wie wir alle wissen, dass Menschen, die auf Erfolg fixiert sind, immer unattraktiv sind, ebenso wie jene, die Geld scheffeln um des Geldes willen. Attraktivität entsteht durch Leidenschaft. Und nur der Erfolg, der als Nebenprodukt aus einer leiden-

schaftlichen Beschäftigung mit einer geliebten Sache herauswächst, kann einen Menschen attraktiv machen. Das gilt für Männer und Frauen gleichermaßen.

### Sündenbock für Jammerlappen

In einem Punkt gebe ich dir vollkommen recht: «Frauen, die in Politik oder Beruf eine Führungsrolle übernehmen, zahlen einen höheren Preis als Männer. Darum werden Frauen selten Chefs.» Nicht nur darum, aber auch darum. Man kann verschiedene Schlüsse daraus ziehen. Während du findest, Frauen sollten sich aus den Chefetagen fernhalten, sagt Sheryl Sandberg: «Wir brauchen mehr Frauen an der Macht. Erst, wenn die Führung eine andere Politik einfordert, wird sich etwas ändern.»

Sei mir nicht böse, aber wenn ich die Wahl habe, entweder einer Frau zu lauschen, die einen der grössten Konzerne der Welt führt, oder dem Chefredaktor einer kleinen und durchaus interessanten Wochenzeitung in einem Land, das meistens mit Schweden verwechselt wird, ist meine Wahl klar.

Ich habe zum Schluss eine Wahrheit parat, und wer sie nicht erträgt, sollte nicht weiterlesen: Nicht nur Frauen bleibt der Gang in die Chefetagen der Weltkonzerne verwehrt, sondern auch den allermeisten Männern. Zumindest in diesem Punkt sind sich Frauen und Männer karrieretechnisch ähnlicher als gedacht. Und das schon seit Jahrtausenden. Unser Leben ist deshalb aber weder verpfuscht noch armselig. Im Gegenteil. Wir werden uns in dem, was wir sind und haben, einrichten, da und dort unsere Weisheiten zum Besten geben, und keinen wird es kümmern. Die Welt verändert sich schneller, als es uns allen lieb ist. Man kann lustvoll Teil der Veränderungen sein oder verbittert sagen: «Der Feminismus ist der Kommunismus der Frauen, die unter der Tatsache ungleich verteilter Schönheit leiden.» Da liegst du falsch, lieber Roger. Denn der Feminismus wurde erfunden, damit männliche Jammerlappen einen Sündenbock für ihr verkorkstes (Liebes-)Leben haben. Das wiederum war mein Beitrag zum Thema *Musenalp* reloaded.

Güzin Kar ist Autorin und Regisseurin. Sie schrieb unter anderem das Drehbuch zur Militärkomödie «Achtung, fertig, WK!», die Ende Oktober in die Kinos kommt.

# Hitlers Furien

Ein neues Buch dokumentiert die Gräueltaten deutscher Frauen im Dritten Reich. Vor allem in den besetzten Ostgebieten erwiesen sich viele Frauen als willige Vollstreckerinnen von Hitlers Völkermord. Auch Kinder wurden nicht geschont. *Von Pierre Heumann*



*Besonders brutal:* weibliche Mitglieder der Wachmannschaften im Konzentrationslager Bergen-Belsen, 1945.



*Zum Vergnügen:* Willhaus.



*Pflichtbewusst:* Petri.

Bestien wie Ilse Koch oder Irma Grese: Diese Lageraufseherinnen standen bisher im Zentrum, wenn es um die Rolle von Frauen während des Holocaust ging. Koch war als «Hexe von Buchenwald» dafür berüchtigt, aus der Haut ermordeter Juden Lampenschirme oder Handschuhe anfertigen zu lassen. Grese, die «Hyäne von Auschwitz», liess schwangeren Frauen die Beine zusammenbinden, um die Geburt zu verhindern. Der Sadismus der beiden Frauen galt als Verirrung der weiblichen Natur, als Ausnahme.

Doch sie waren keine Abweichung von der Normalität. Deutsche Frauen haben sich während der Nazi-Diktatur nicht edler, humaner oder toleranter verhalten als Männer. Die amerikanische Holocaust-Historikerin Wendy Lower weist das jetzt anhand zahlreicher Biografien nach, die sie untersucht hat. Sie dokumentiert Geschichten, die man fassungslos, bestürzt und perplex liest. Fräuleins, Hausfrauen und Mütter machten sich hemmungslos die mörderische Ideologie der Nazis zu eigen. Sie trafen während der Hitler-Diktatur grausame Entscheidungen über Tod und Leben. Besonders mörderisch und menschenverachtend waren sie in den von den Nazis besetzten Gebieten – in Polen, in der Ukraine und im Baltikum.

Zum Beispiel Johanna Altwater: Sie ist in ihrem Element, wenn sie im Getto die zum

Tode Geweihten morden kann, bevor sie in den Gaskammern landen. Wenn sie kranke Kinder in einem provisorischen Lazarett besucht, geht sie von Bett zu Bett, schaut sich jedes Kind an. Bis sie plötzlich stehen bleibt, ein Kind ergreift, und es vom Balkon im dritten Stock auf die Strasse wirft. Dann befiehlt sie einer Krankenschwester, zu prüfen, ob die reglos daliegenden Kinder wirklich tot sind. Gerne lockt Altwater auch Kinder mit Bonbons zu sich und fordert sie freundlich auf, den Mund zu öffnen. Dann ergreift sie die kleine silberne Pistole und schießt ihnen in den Mund.

## Letzte Mahlzeit

Oder Erna Petri: Sie greift sechs jüdische Kinder auf, denen die Flucht aus dem Zug gelungen ist, der sie ins Vernichtungslager bringen sollte. Sie sind hungrig und zittern vor Angst. Petri nimmt sich ihrer zunächst mütterlich an und nimmt sie nach Hause. Dort gewinnt sie ihr Vertrauen, indem sie ihnen eine Mahlzeit aufischt. Sie weiss allerdings, dass Juden, die aus dem Transportzug geflohen sind, auf der Stelle zu erschossen sind. Pflichtbewusst treibt sie die erschöpften Kinder in den Wald. Dort weist sie sie an, sich in einer Reihe aufzustellen. Dann erschießt sie sie, eines nach dem anderen.

Oder Liesel Willhaus: Sie wohnt in einer Villa, unweit von Lwiv, das damals Lemberg hiess. Das Anwesen grenzt an das Sklavenarbeiter- und Durchgangslager, das ihr Mann, SS-Untersturmführer Gustav Willhaus, befehligt. Die Arbeitssklaven enden früher oder später im Vernichtungslager Belzec. Liesel Willhaus setzt sie erst noch für den Umbau ihrer (gestohlenen) Villa ein. Ein besonderes Vergnügen bereitet es ihr, vom Balkon aus auf Juden zu schießen. Gästen pflegt sie ihr «sportliches Können» zu demonstrieren. Ihre kleine Tochter Heike applaudiert jeden Treffer. Wobei sich die Schiessveranstaltungen im Vergleich zu den sadistischen Spektakeln, die Liesel organisiert, harmlos ausnehmen. Öffentliches Auspeitschen zur allgemeinen Belustigung, Aufhängen, Abtrennen von Geschlechtsorganen oder von Extremitäten bei Kindern gehören zu ihren speziellen Hobbys.

Oder Josefine Block: Sie zieht, zusammen mit ihrem Kind, zu ihrem Mann in die Ukraine, der bei der Gestapo eingeteilt ist. Sie passt sich dem sadistischen und mörderischen Treiben der Männer schnell an. Wenn Block im KZ unterwegs ist, schlägt sie mit einer Peitsche auf Gefangene ein, die auf den Abtransport ins Todeslager warten. Weinende Mädchen, die sie um Hilfe anflehen, packt sie an den Haaren, schlägt ihnen die Faust ins Gesicht, dann wirft

## «Diebinnen, Folterinnen und Mörderinnen»

Holocaust-Forscherin Wendy Lower über die weibliche Schuld am Genozid durch die Nazis.



«Sie vertuschten ihren Beitrag zum System»: Autorin Lower.

In Ihrem Buch «Hitlers Furien» widersprechen Sie dem Bild, das man sich vom «schwachen Geschlecht» macht.

Das Bild ist falsch. Frauen machten von Anfang an beim Holocaust mit.

Wie denn?

Indem die Krankenschwestern mit der Spritze diejenigen töteten, welche aufgrund der Rassengesetze der Nazis kein Recht auf Leben hatten. Wie Soldaten mussten sie einen Schwur auf den Führer leisten.

Bisher hat man lediglich die 3500 Aufseherinnen in den Konzentrationslagern als Mittäter betrachtet.

Sie wurden meist in Ravensbrück ausgebildet. Von dort wurden sie zum Beispiel nach Auschwitz oder Majdanek geschickt. Aber die Beschränkung auf die Aufseherinnen, die sich übrigens oft besonders brutal und sadistisch verhielten, ist zu eng. Das Ausmass der weiblichen Beteiligung am Genozid war viel grösser.

Lässt es sich quantifizieren?

Ein Drittel der weiblichen Bevölkerung war in einer Nazi-Gruppe engagiert. Bis zum Ende des Kriegs schrieben sich immer mehr Frauen in der nationalsozialistischen Partei ein. Eine grosse Zahl von

deutschen Frauen war aktiv am Genozid beteiligt.

Können Sie das mit Zahlen untermauern?

Das Deutsche Rote Kreuz bildete unter den Nazis 640 000 Frauen aus. Sie arbeiteten in Feldlazaretten, in Bahnhöfen und Soldatenheimen und konnten jederzeit zum Militärdienst verpflichtet werden. Die Wehrmacht schulte zudem 500 000 junge Frauen für Hilfsdienste in der Armee, in der Luftwaffe oder in der Marine. 200 000 Soldatinnen leisteten im Osten Dienst. 30 000 Frauen arbeiteten für Himmlers SS, in den Gestapo-Hauptquartieren und in Gefängnissen. Lehrerinnen, Krankenschwestern, Sekretärinnen und Ehefrauen von SS-Männern – sie zogen in die Ostgebiete, wo die schlimmsten Verbrechen des Reichs stattfanden. In den Polizeizentralen waren sie Schreibtischmörderinnen, in den Konzentrationslagern führten sie die Liste der ermordeten Häftlinge. Einige machten bei den Massakern in den Getttos aktiv mit oder nahmen an Massenerschiessungen teil. Hitlers Furien waren eifrige Administratorinnen, Diebinnen, Folterinnen und Mörderinnen in den blutgetränkten Gebieten Polens, der Ukraine und Weissrusslands. Viele meldeten sich freiwillig zur Versetzung in die besetzten Gebiete in Polen, in der Ukraine oder im Baltikum.

Weshalb?

Die einen wollten mit einem Partner der neuen Elite ihre gesellschaftliche Stellung verbessern. Andere strebten nach Umsetzung der neuen Rassenideologie oder erhofften sich ein befreiendes Abenteuer.

Was bedeutete es denn, Ehefrau eines SS-Mannes zu sein?

Damit wurde man in die Rasselite aufgenommen. Einfach war das allerdings nicht. Die Bräute mussten zuerst gynäkologische Tests über sich ergehen lassen, sie mussten sich als perfekte Hausfrauen ausweisen und ihre mütterlichen Instinkte unter Beweis stellen. Nur wer die Tests bestand, durfte einen SS-Mann heiraten.

Wie viele waren es?

Rund 240 000. Für die Ehefrauen von SS-Männern war es dann selbstverständlich, sich mit dem Regime zu identifizieren. Im Osten, der vom Deutschen Reich besetzt und ausgebeutet wurde, waren sie nicht nur pflichtbewusste Ehefrauen, die sich um die Küche und die Kinder kümmerten. Sie beteiligten sich auch an den Verbrechen ihrer Ehemänner.

Weshalb konnten sich Frauen für das Nazi-Regime begeistern?

Wer bei den Nazis mitmachte, erfuhr das oft als eine Befreiung von bürgerlichen Zwängen in der Kameradschaft. Sie verstanden sich allerdings nicht als Feministinnen, die es mit der männlichen Dominanz aufnehmen wollten, sondern eher als Agentinnen einer rassistischen Revolution. In diesem Sinne waren sie gleichberechtigt mit den männlichen Arieren. Die Zugehörigkeit zur «deutschen Rasse» wog mehr als Weiblichkeit.

Die Verantwortung der Frauen wiegt Ihrer Meinung gleich schwer wie die der Männer?

Frauen und Männer waren derselben Ideologie verfallen. Eine Generation junger Frauen unterstützte die Nazis bei der Entwicklung und dem Ausbau der mörderischen Holocaust-Maschinerie. Der Holocaust wäre nicht möglich gewesen, wenn das Pflichtbewusstsein nicht stärker gewesen wäre als moralische Überzeugungen. Indem sie die empfundene Pflicht über die Moral stellten, waren sich Männer und Frauen ähnlich.

Nach dem Krieg stellten sich deutsche Frauen als Opfer dar, die am Genozid keine Schuld tragen.

Dadurch entstand der Mythos, wonach Frauen apolitisch gewesen seien. Sie vertuschten ihren Beitrag zum System, das den Genozid durchführte.

Die Fragen stellte Pierre Heumann.

sie sie zu Boden und trampelt so lange auf ihrem Kopf herum, bis sie tot sind. Oft wird sie von jungen Müttern um Hilfe angegangen, die hoffen, dass die deutsche Mutter Verständnis für ihre Not aufbringen werde. Doch nichts da. Josefine Block rammt die von Hunger, Entbehrungen und Zwangsarbeit geschwächten Gestalten mit ihrem Kinderwagen.

### Frauen sind nicht bessere Menschen

Gerade dort, wo die Deutschen ihre schlimmsten Verbrechen planten und ausführten, waren auch Frauen stets an vorderster Stelle dabei. Aus einer Vielzahl von Biografien, die Lower studiert hat, hat sie dreizehn ausgewählt und eingehend recherchiert. Frauen standen Männern in Sachen Brutalität, Sadismus und Börsartigkeit in nichts nach. Der Genozid war auch ihr Geschäft. Sie waren am moralischen Zerfall ebenso beteiligt wie die Nazi-Männer.

Die weibliche Rolle im Dritten Reich wurde bisher unterschätzt. Die Geschichtsschreibung wies Frauen eine lediglich untergeordnete Relevanz zu, die beschränkt war auf die perfekte Hausfrau, die Kinder auf die Welt bringt und dem Führer zujubelt. Nach dem Krieg wurden sie einerseits als Heldinnen gefeiert, die die Trümmer aufräumten, andererseits auch als Vergewaltigungsoffer von Soldaten der Roten Armee oder als Flirtpuppen für GIs bedauert.

Die amerikanische Historikerin Lower weist nun nach, dass dieses Bild vollkommen falsch ist (siehe Interview auf Seite 41). Es war nicht nur eine kleine Gruppe von Nazi-Fanatikerinnen, die den Soldaten nach Osten folgte. Mehrere hunderttausend Frauen gingen nach Polen oder in die Ukraine, und sie beteiligten sich aktiv am Holocaust. Deutsche Frauen waren ebenso Täter wie Männer.

So wurde die von Hitler verordnete «Reinheit der Rasse» auch durch Frauen ausgeführt. Krankenschwestern arbeiteten in Euthanasiekliniken; Hebammen meldeten, wenn ein Kind krank auf die Welt kam, oder ordneten die Sterilisation von jungen Frauen an, wenn diese aufgrund der Rassengesetze keine vollwertigen Arierinnen waren. Frauen entschieden somit schon am Anfang der Nazi-Herrschaft über Leben und Tod. Der Schritt zur Ermordung der Juden war nur noch ein kleiner, nachdem die Moral zerfallen war. Hitlers Furien waren keine marginalen Psychopathinnen, keine Randerscheinung der Gesellschaft. Sie waren überzeugt, dass ihre Gewalt und ihr Terror be- und gerechtfertigt waren, um sich an den Feinden des Reiches zu rächen.

Deutsche Frauen stellten ihren (Nazi-) Mann. Es handelte sich dabei, wie Lower anhand zahlreicher Beispiele zeigt, um ganz normale Frauen. Damit knüpft ihr Buch «Hitlers Furien» an Daniel Jonah Goldhagen an, der

1996 mit seinem Buch «Hitlers willige Vollstrecker. Ganz gewöhnliche Deutsche und der Holocaust» eine heftige Debatte ausgelöst hatte. Lower zeigt, dass diese Debatte zu kurz griff. Indem sich die Diskussion ausschliesslich auf die deutschen Männer beschränkte, blendete sie die Mittäterschaft von fünfzig Prozent der Bevölkerung aus: diejenige der Frauen. Sie mussten sich nach Kriegsende nicht einmal damit herausreden, nichts gewusst oder nur Befehle ausgeführt zu haben, weil kaum jemand fragte. Das Argument, dass Gewaltanwendung keine weibliche Eigenschaft sei und dass die Frauen als Massenmörderinnen ungeeignet seien, schien solche Diskussionen überflüssig zu machen.

Die Ausblendung hatte einen Vorteil. Damit durfte man hoffen, dass zumindest die Hälfte der Menschheit gut und tolerant sei. Das Buch von Wendy Lower zeigt indessen eindringlich, dass diese Annahme falsch ist. Und dass die Debatte über die weibliche Rolle beim Genozid dringend geführt werden muss.



**Wendy Lower:** Hitler's Furies: German Women in the Nazi Killing Fields. Chatto & Windus. Die deutsche Ausgabe erscheint Anfang 2014 bei Hanser.



FM 93.6  
**RADIO** DIE WELTWOCH

# ROGER G E G E N ROGER



**ZWEI STANDPUNKTE, ZWEI MEINUNGEN.**

LIVE AUS DEM METROPOL, FRAUMÜNSTERSTRASSE 12 IN ZÜRICH

14. OKTOBER 2013 · 18:00 BIS 18:50 UHR · TÜRÖFFNUNG 17:00 UHR

EINTRITT NUR MIT ANMELDUNG UNTER [TICKETS@RADIO1.CH](mailto:tickets@radio1.ch) (PLATZZAHL BESCHRÄNKT).

**METROPOL**  
RESTAURANT + CAFE/BAR + VERANSTALTUNGEN



# Líder Mínimo

Wirtschaftlich im Hintertreffen, würde Frankreich einen starken Präsidenten brauchen, der das Land aus der Talsohle holt. Doch François Hollande ist weder dem Amt noch der Aufgabe gewachsen.

Von Stefan Brändle

Es begann mit einem Missverständnis: Eigentlich wollten die Franzosen François Hollande gar nicht im Elysée-Palast. Dass sie den nichtsagenden Vielredner trotzdem wählten, geschah vor allem, weil sie genug hatten von Nicolas Sarkozy, der statt der versprochenen Heldentaten 500 Milliarden Euro an neuen Staatsschulden hinterliess.

So landete ein biederer Ex-Parteisekretär aus dem Land-Département Corrèze fast ohne eigenes Zutun im Elysée. Anderthalb Jahre nach seiner Wahl mit 52 Stimmenprozenten kommt der Sozialist in den Umfragen noch auf einen Sympathiewert von 23 Prozent – der tiefste Sturz eines französischen Präsidenten der Fünften Republik. Überraschend ist der Sturz mitnichten. Der joviale Eliteschule-Absolvent, der nie auch nur einen Ministerposten besetzt hatte, hat nicht das Zeug zum Staatschef oder zum Krisentöter: Die französische Volkswirtschaft, die fünftgrösste der Welt, lahmt weiter und kommt bereits auf elf Prozent Arbeitslose – doppelt so viele wie in Deutschland.

Hollande versprach im Wahlkampf den «Wandel jetzt», danach einen «Wettbewerbschock», um die französische Wirtschaft wieder konkurrenzfähig zu machen. Beides ist ausgeblieben. François Hollande ist nicht Gerhard Schröder, der den deutschen Exportmotor mit seinen Hartz-Reformen wieder angeworfen hatte. Der französische Sozialist verbuttert Milliarden in staatlich subventionierte «Jugendjobs», die lediglich zu Steuererhöhungen zwingen. Die Arbeitsmarkt- und die Rentenreform verwässerte er bis zur Durchsichtigkeit.

Regieren ist anders. Hollande schaut tatenlos zu, wenn sich seine sozialistischen und grünen Kabinettsmitglieder öffentlich wegen der Roma-Frage anfeinden. Oder wenn sie Spottnamen für ihren Vorgesetzten erfinden: Der bekannteste, «Flanby» (Pudding), stammt von Hollandes Industrieminister Arnaud Montebourg. Links nennt man ihn «Käpten Pedalo», rechts «Líder Mínimo». Früher hätte das als Majestätsbeleidigung gegolten. Denn ein französischer Präsident war weit mehr als ein Politiker aus Fleisch und Blut: Er stand wie einst der König für die ganze Nation und verkörperte die staatliche Zentralgewalt; mit Molière gesprochen war er *la statue du Commandeur*. De Gaulle und Mitterrand schwebten gewissermassen über dem Volk, und noch Chirac und Sarkozy wussten sich bei den streitbaren Citoyens sehr wohl Respekt zu verschaffen. Hollande hingegen hat das Charisma einer Walderdbeere – so nennt ihn sein eigener

Aussenminister Laurent Fabius. Mischt sich der Präsident unters Volk, schelten ihn ältere Frauen sogar wegen seiner Freundin Valérie Trierweiler, Frankreichs unbeliebter First Lady: «Heiraten Sie Valérie nicht, wir mögen sie nicht.»

## Merkels Konter

Die gerne etwas undisziplinierten Franzosen wollen von starker Hand regiert werden: Wenn sie nicht gerade die Revolution proben, überlassen sie die Macht freiwillig Monarchen, Kaisern, Generälen und allmächtigen Staatschefs. Unter Hollande geht allerdings auch die *Grande Nation* zur «Soft Power» über. Als die Radiostation Europe 1 ihre Hörer fragte, welches Attribut am wenigsten zu François Hollande passe, antworteten 86 Prozent: Autorität.

Ständig in der Defensive, macht der Präsident alle anderen verantwortlich. Jetzt, da wegen der präsidentialen Schwäche der ausserparlamentarische Front national auftrumpft, scheut sich Hollande nicht, auf die paar tausend Roma im Land mit dem Finger zu zeigen, als wären sie schuld an der wachsenden Unsicherheit und Instabilität im Land.

Ohnmächtig gegenüber dem Reformstau im Land, sucht der 59-jährige Sozialist sein Heil in der Aussenpolitik, des *domaine réservé* des Staatschefs. Doch wenn er Berlin vorwirft, die Hegemonie und Domination in der EU anzu-

streben, kontert Angela Merkel souverän: Es liege an Frankreich, mit einer effizienten Lohnpolitik wieder wettbewerbsfähig zu werden und zu Deutschland aufzuschliessen.

Gegenüber den USA verliert Hollande noch mehr an Augenhöhe. Die Franzosen erinnern sich bis heute stolz an die Zeit, als der Gaullist Chirac dem amerikanischen Präsidenten Bush im zweiten Irakkrieg die Stirn bot. Der Sozialist Hollande dient sich in der Syrien-Krise bereitwillig den Amerikanern an, um sich als Kriegsherr hypothetische Lorbeeren zu holen. Am Abend des 31. August liess er in der Annahme, dass Barack Obama den Militärschlag gegen das Assad-Regime binnen Stunden lancieren werde, bereits die Rafale-Kampffjets an den Start rollen. Ein paar Stunden später teilte ihm Obama mit, er wolle zuerst die Zustimmung des Kongresses einholen. General Hollande blieb nichts anderes übrig, als die Rafale-Staffel zurückzubeordern.

Der französische Präsident, der ungern ins Ausland reist, verrennt sich auch sonst auf dem diplomatischen Parkett. Beim Staatsbesuch in Tokio verwechselte er Japan mit China, in Tunis Ägypten und Tunesien. Angstvoll warten die geschliffenen Diplomaten im Quai d'Orsay auf den nächsten Lapsus aus dem Elysée. Bis zur nächsten Präsidentschaftswahl müssen sie noch vier Jahre lang warten. ○



«Soft Power»: französischer Präsident Hollande.



«*Sie selber sind mehr wert als das ganze verdammte Pack zusammen*»: Seine Freunde nennen ihn «il Cavaliere», seine Feinde «il caimano».

## Der Teufel Silvio

Seine Gegner verspotten Berlusconi als kriminellen Clown. Trotz allem bleibt der 77-Jährige der einzige Italiener, der imstande ist, die staatsgläubige italienische Nation zu entgiften. *Von Nicholas Farrell*

Von Silvio Berlusconi oder «il caimano» (der Kaiman ist ein kleines Krokodil), wie seine zahlreichen Feinde ihn nennen, sagen sie unter anderem: Er ist ein schmutziger alter Mann, ein Pädophiler, ein Hurenbock, ein Faschist und ein Mafioso, ein Krimineller und ein Clown. Schlimmer noch: Er ist ein Versager. Er versprach, er werde eine Revolution durchsetzen: eine liberal-konservative Revolution im angelsächsischen Sinn, welche die italienische Wirtschaft und das italienische Volk vom italienischen Staat befreien werde. Er werde Italiens erdrückende Steuerlast und den aufgeblasenen Staatssektor herunterfahren. Er würde Italiens sozialistische Arbeitsplatzgesetze, die es praktisch verunmöglichen, jemanden zu entlassen, reformieren, und er werde Italiens Schuldenberg – mittlerweile 128 Prozent des Bruttoinlandprodukts (sechsthöchster der Welt) – abbauen, den Schuldenberg, der es den Italienern ermöglichte, seit

ungefähr 1968 das gute Leben zu leben, ohne die Rechnung dafür zu bezahlen.

Sein Kreuzzug im Namen des freien Marktes und der Freiheit der Bürger gegenüber dem parasitischen und monströsen italienischen Staat und auch gegen all diejenigen, deren Saläre und komfortabler Lifestyle davon abhängen, scheiterte. Selbst als er nach seinem dritten Wahlsieg (2008) auf die grösste Mehrheit zählen konnte, die je eine der 64 italienischen Regierungen seit Ende des Zweiten Weltkriegs innehatte, schaffte er es nicht. Und jetzt ist er – so berichten uns die Medien mit unverhohlener Schadenfreude – am Ende.

So weit die Anklage. Zur Verteidigung des «Cavaliere», wie seine Anhänger ihn nennen, lassen Sie mich Folgendes sagen:

Er war und bleibt – trotz seiner 77 Jahre, trotz seines Facelifts und seiner Haartransplantation, trotz des Prostatakrebses, den er überlebte, trotz seiner entsetzlichen Sprüche

und seines altmodischen männlichen Chauvinismus – der einzige Italiener, der imstande ist, die staatsabhängige italienische Nation zu entgiften. Ohne sein Charisma, seine Energie und sein Geld werden die Kräfte, die durch eine marktwirtschaftliche Rosskur das Land von seiner Staatssucht befreien könnten, jetzt zusammenbrechen.

### Grillo, ein verurteilter Totschläger

Ohne ihn wird Italien zum *catto-comunista*-Fiasko zurückkehren, wo der Staat alles kontrolliert. Die Alternative ist, dass der Komiker Beppe Grillo, eine Walt-Disney-Karikatur von Benito Mussolini, der wie der Duce konfus linke Ideen vertritt, ihm die Schau stiehlt. Grillo, wie man wissen muss, zieht gegen kriminelle und korrupte Politiker ins Feld, ist aber selber ein verurteilter Totschläger!

Sie werden nun sagen: «Gut, aber Berlusconi hatte zwanzig Jahre zur Verfügung und schei-

terte.» Darauf erwidere ich, dass dem so sein mag, aber ohne ihn hätten die «Ex»-Kommunisten bei den Wahlen von 1994 die Macht an sich gerissen, weil die Revolution der Richter in den frühen 1990er Jahren allen andern Parteien, die bis über den Kopf hinaus korrupt waren, den Garaus gemacht hatte. Es war das Ziel der Richter, die italienische Kommunistische Partei an die Macht zu bringen. Das Leben in Italien ist heute ziemlich schrecklich – hauptsächlich wegen des Euro. Hätten allerdings in den neunziger Jahren die Kommunisten das Zepter übernommen, wäre jetzt alles noch viel schrecklicher.

### Politische Richter

In Italien ist es nicht bloss die Linke, die im Staat die Lösung sieht und nicht das Problem; so denkt beispielsweise Berlusconi Hauptverbündete, die Lega Nord, solange der Staat den produktiven Norden und nicht den parasitischen Süden unterstützt; so denken auch viele Katholiken, die glauben, wie es Papst Pius XI. in den dreissiger Jahren formulierte: Kommunismus und Kapitalismus sind durch ihren satanischen Optimismus vereint.

Was Berlusconi bei seinem Kreuzzug weiter im Weg stand, war Italiens Wahlsystem, das es einer Partei praktisch verunmöglicht, im Parlament eine Sitzmehrheit zu erlangen, und auch Italiens Verfassung, die von 1947 stammt und die so ausgestaltet ist, dass sie eine Rückkehr zur Diktatur um jeden Preis verhindern soll. Diese Verfassung betont den kollektiven Entscheidungsprozess und gibt dem italienischen Premierminister wenig Möglichkeiten, allein zu handeln.

Ausserdem war «il Cavaliere» nicht – wie die Linke unehrlich behauptet und wie es die Medien der Welt papageienhaft nachplappern – zwanzig Jahre an der Macht. Er war es während bloss neun Jahren. Trotz all des Geredes über eine Berlusconi-Ära war er als Chef von vier Regierungen (er gewann drei Parlamentswahlen) nur 83 Tage länger im Amt als die sieben Linksregierungen in der gleichen Zeitspanne. Zieht man auch die nicht parteigebundenen «technischen» Regierungen von Lamberto Dini (1995–1996) und Mario Monti (2011–2013) ins Kalkül, dann war Berlusconi drei Jahre weniger im Amt als seine Gegner. Selbstverständlich war es eine Linksregierung, die Italien in den Euro mit einem fatal hohen Wechselkurs für die Lira hineinführte.

Schlimmer als all dies ist, dass Italiens Judikative eine politische Agenda hat. Noch schlimmer: Italiens Judikative streitet das ab. In den 1990er Jahren unterstützten die meisten Italiener, zumindest anfänglich, die Revolution der Richter, welche die alte korrupte politische Klasse zur Rechenschaft zog. Die Richter liessen jedoch die «Ex»-Kommunisten unbehelligt, so dass diese auf dem Sprung waren, erstmals Italien allein zu regieren. Um

sie zu stoppen, ging Berlusconi 1994 in die Politik. Erstaunlicherweise gewann in jenem Jahr seine Forza-Italia-Partei die Wahlen gewissermassen aus dem Stand. Von dem Moment an schossen sich die Richter auf ihn ein. Bald einmal wurde ihm wegen angeblicher Bestechung der Guardia di Finanza – der Steuerpolizei – der Prozess gemacht, was seine erste Regierung zu Fall brachte (sieben Jahre später wurde er in dieser Angelegenheit freigesprochen). Seither musste er 51 Prozesse über sich ergehen lassen, erst im vergangenen August wurde er erstmals – wegen Steuerbetrugs – rechtskräftig verurteilt. Er erhielt eine Gefängnisstrafe von vier Jahren und ein dreijähriges Verbot, ein öffentliches Amt auszuüben.

Sie werden nun sagen: «Es gibt kein Rauch ohne Feuer, in einer modernen Demokratie verfolgen Richter keinen Unschuldigen.» Ich sage: «Doch sie tun es, und zudem ist man in Italien – im Gegensatz zu normalen zivilisierten Ländern – schuldig, bis man seine Unschuld bewiesen hat.» In keinem der jüngsten zwei Strafverfahren – demjenigen wegen Steuerbetrugs und dem Bunga-Bunga-Prozess – konnte die Staatsanwaltschaft meines Wissens den Beweis für irgendein Verbrechen erbringen. Wäre Italien ein normaler zivilisierter Staat, wäre Berlusconi in den zwei Verfahren niemals angeklagt worden.

---

### «Wie kommt es, dass während all der Jahre Millionen von Italienern ihm die Stimme gegeben haben?»

---

In einer sechzehnminütigen, vom italienischen Fernsehen am 18. September übertragenen Videobotschaft sagte er, die italienische Demokratie sei von einer «magistratura politicizzata» zerstört worden, deren Ziel es sei, zu «realizzare «la via giudiziaria» al socialismo». Er fügte hinzu: «Für meine Haltung habe ich einen sehr hohen Preis bezahlt und bezahle ihn weiter, aber ich bin stolz, dass ich die definitive Eroberung der Macht durch die Linke gestoppt habe, diejenige Linke, die ihre Ideologie nie aufgegeben hat, die es nie schaffte, sozialdemokratisch zu werden, und die immer noch die gleiche ist, die Linke des Neids, des Ressentiments und des Hasses.» Er kündigte die Wiedergründung der Forza Italia an und warnte: «Dies ist die letzte Chance für all die Italiener, die glauben, dass unser Wohlergehen, unsere Demokratie und unsere Freiheit in Gefahr sind.»

All diejenigen, die Berlusconi verachten – besonders die Nichtitaliener –, sollten sich die Frage stellen: «Wie kommt es, dass während all der Jahre viele Millionen von Italienern – die viel mehr über ihn wissen als die Ausländer – ihm die Stimme gegeben haben?»

Bei jedem italienischen Prozess, der Schlagzeilen macht, hat niemand eine Ahnung, ob

die Angeklagten schuldig sind oder nicht. Man denke an Amanda Knox, die amerikanische Studentin, die wegen des Mords an der Britin Meredith Kercher in Perugia im Gefängnis sass, dann freigesprochen wurde und jetzt – man kann es kaum glauben – in Abwesenheit erneut vor Gericht steht.

### Wer braucht schon Beweise?

Erfolgreiche Unternehmer – besonders in Italien – haben fast alle ein Skelett im Schrank. Aber selbst wenn die Beweislast gegen sie erdrückend ist, entgehen viele einer Strafverfolgung. Vittorio Feltri, meiner Meinung nach Italiens bester Leitartikler, schrieb im *Giornale* (ja, eine der zwei Zeitungen, die der Berlusconi-Familie gehören): «Wenn sie [die Angeklagten] nicht links sind, ist ihr Schicksal besiegelt, wie gewisse Schuldurteilsbegründungen der Gerichte zeigen, in denen alles steht, ausser dem Beweis der Schuld. Aber wer kümmert sich schon einen Deut um Beweise: Staatsanwaltslogik baut perfekte Anklageschlösser, gegen die nicht aufzukommen ist, weil niemand sie in Frage stellen darf [...]. Inzwischen enden Tausende von Opfern richterlichen Amtsmissbrauchs im Abfallkübel des Vergessens. Niemand sorgt sich um sie, es würde ja bedeuten, dass man Berlusconi recht gibt, wenn er sich selber als ungerecht verfolgt bezeichnet. Deshalb, um nicht in den bösen Ruf zu kommen, mit ihm übereinzustimmen, ziehen wir es vor, die Rechte der Leute zu zertrampeln.»

Berlusconi ist ein brillanter Geschäftsmann, der, aus relativ bescheidenen Verhältnissen stammend, einer der reichsten Männer Italiens wurde. Als politischer Leader war es ihm verwehrt, seine Revolution durchzuführen, weil – wie der französische Anthropologe Gustave Le Bon in seinem Bestseller von 1895, «Psychologie des foules», über die Italiener schreibt: «Für die lateinischen Völker bedeutet das Wort Demokratie eher die Unterwerfung des Willens und der Initiative des Einzelnen unter den Willen und die Initiative der Gemeinschaft, die durch den Staat vertreten wird [...]. Eine lateinische Menschengruppe, wie revolutionär oder wie konservativ sie auch scheinen mag, wird unweigerlich eine Intervention des Staats anrufen, um ihre Forderungen zu realisieren [...]. Eine englische oder amerikanische Menschengruppe dagegen hält nichts vom Staat und stützt sich auf Privatinitiative.»

Silvio Berlusconi erinnert mich an Jay Gatsby, den unglücklichen Tycoon in F. Scott Fitzgeralds Roman «The Great Gatsby», und insbesondere an die letzten Worte, die der Erzähler Nick Carraway zu Gatsby sagt: ««Es ist eine gemeine Bande», schrie ich über den Rasen: «Sie selber sind mehr wert als das ganze verdammte Pack zusammen.»»

Aus dem Englischen von Hanspeter Born.

# Der scheue Volksheld

Er war eine Jahrhundertfigur, siegreich gegen Japaner, Franzosen und Amerikaner. In seiner Heimat Vietnam wurde er verehrt wie Revolutions-Übervater Ho Chi Minh. Nun ist General Giap im Alter von 102 Jahren gestorben. Persönliche Erinnerungen an eine Legende. *Von Peter Achten*



Der «rote Napoleon»: General Giap (1911–2013).

An einem Herbstabend in den späten 1990er Jahren lernte ich den glühenden Patrioten und überzeugten Kommunisten Vo Nguyen Giap an einer privaten Veranstaltung in Hanoi kennen. Als junger Gymnasiast hatte ich 1954 am französischen Radio täglich die Einkesselung und dann die Niederlage der französischen Truppen – darunter Schweizer Fremdenlegionäre – am nordvietnamesischen Verkehrsknotenpunkt von Dien Bien Phu verfolgt. In den 1960er Jahren und am Anfang der 1970er Jahre war dann der Vietnamkrieg eines der grossen Themen der internationalen Politik. Die historische Figur hatte ich mir anders vorgestellt. «Historisch» eben, gross, bestimmend. General Giap war ein kleiner, fast scheuer Mann, humorvoll und belesen. Im Gespräch erwähnte er Jean-Jacques Rousseau. Französische und chinesische Literatur waren ihm nicht fremd: Die Namen Rimbaud, Baudelaire oder Li Bai fielen an jenem Abend.

Im Westen wird General Giap von frankophilen, profunden Welterklärern gerne als der «rote Napoleon» bezeichnet, wohl deshalb, weil Vietnam in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts unter der französischen Kolonialknote gefügig gemacht worden ist. Es ist historisch ein schiefer Vergleich. Giap war weder ein Mini-Napoleon noch sonst irgendwer, sondern schlicht ein genialer Stratege, Taktiker

und Truppenführer. Er war im 20. Jahrhundert ohne Vergleich. Giaps Militäarakademie war, wie er zu sagen pflegte, der Guerillakrieg im Dschungel. Er legte seine Erkenntnisse und Theorien schriftlich nieder, ganz in der Tradition der von Meister Sunzi aus China vor zweieinhalbtausend Jahren verfassten «Kunst der Kriegsführung» («Sunzi bingfa») und des im 19. Jahrhundert entstandenen epochalen «Vom Krieg» von Carl von Clausewitz. Geboren 1911 in einfachen Verhältnissen, trat er schon mit fünfzehn Jahren der revolutionären Bewegung bei und sass mit achtzehn Jahren erstmals im Gefängnis der französischen Kolonialherren. Kurz vor dem Einmarsch der Japaner in Indochina im Zweiten Weltkrieg floh er 1940 mit Ho Chi Minh nach China. Dort wurde die Befreiungsorganisation Vietminh gegründet, die zunächst gegen die Japaner und danach gegen die Franzosen kämpfte. Zusammen mit Ho Chi Minh besiegte General Giap als Befehlshaber der Vietminh die Japaner. Nach sieben Jahren Guerillakrieg kesselten Vietminh-Verbände 1954 die überlegenen Franzosen in Dien Bien Phu ein. Ohne dass die Franzosen es bemerkten, schufen die Vietminh mit Fahrrädern schweres Geschütz rund um den Talkessel heran. Dieser logistische Meisterzug diente Giap als Modell für den berühmten, rund 2000 Kilometer langen

Ho-Chi-Minh-Pfad, über den im Vietnamkrieg, den die Vietnamesen den amerikanischen Krieg nennen, die Vietcongverbände und Nordvietnamesen mit Waffen und Nahrungsmitteln versorgt worden sind. Mit Giaps Sieg bei Dien Bien Phu endete Frankreichs Kolonialherrschaft über Indochina. Im Vietnamkrieg fügte Giap den USA eine bittere Niederlage zu. Die Tet-Offensive von 1968 war der Anfang vom Ende der US-Intervention. Damals drang die Nationale Befreiungsfront Vietcong bis nach Saigon vor und besetzte kurz die amerikanische Botschaft. In Amerika und Europa kam es zu zornigen Studentenprotesten.

## Auf einer Stufe mit «Onkel Ho»

Nach dem Krieg brachte Giap es bis zum stellvertretenden Ministerpräsidenten und war so 1986 mitverantwortlich für Doi Moi, die wirtschaftliche Öffnung Vietnams. Zuvor war Vietnam und mithin Giap als Verteidigungsminister aber noch in zwei bewaffnete Konflikte verstrickt gewesen. Vietnamesische Truppen marschierten Ende der 1970er Jahre in Kambodscha ein und vertrieben die mörderischen Roten Khmer. Das trug Vietnam den Zorn des ehemals freundschaftlich verbundenen Bündnispartners China – und der USA – ein. Der chinesische Reformler und ehemalige General Deng Xiaoping wollte Vietnam, wie er sagte, «eine Lektion erteilen». Im siebenwöchigen Grenzkrieg siegten zwar die Chinesen, bezahlten dafür aber einen hohen Preis. Rund 50 000 Chinesen kamen ums Leben.

Vo Nguyen Giap war nicht, wie die Amerikaner meinten, ein brutaler Kriegsherr. General Giap hatte viel Verständnis für seine Soldaten. Er wusste, dass Vietnam für seine Unabhängigkeit einen hohen Blutzoll bezahlte. Nicht die Feldherrenkunst sah er als seine erste Berufung an, sondern die Wissenschaft. Er besuchte das französische Lyzeum in Hue und doktorierte nach Studien in Recht, Ökonomie und Philosophie an der Universität Hanoi. In Vietnam wird er vom Volk hoch verehrt und steht in der Gunst der Vietnamesen auf einer Stufe mit «Onkel Ho», dem charismatischen Revolutionär und Nationalisten Ho Chi Minh.

Für mich bleibt Vo Nguyen Giap nicht nur als grosser Truppenführer und Volksheld in Erinnerung. An jenem Abend hatte ich das Privileg, ihn als bescheidenen, klugen und liebenswerten Menschen kennenzulernen – Qualitäten, die ihn weit über Vietnam hinaus zu einer Jahrhundertfigur machten. ○



1980

## Schwiegermutter der Nation

In Peking steht in diesen Tagen die sogenannte «Viererbande» vor Gericht. Im Mittelpunkt des Schauprozesses steht Jiang Qing, die Witwe von Mao. Sie muss nun für Fehler ihres vor vier Jahren verstorbenen Mannes büssen. *Von Markus Mäder*

Der Bann des Sexus hält nur kurze Zeit. Auf die Länge geht es um die Macht», soll Jiang Qing einmal gesagt haben. Sollte sie es nicht gesagt haben, könnte ihre Mit- und Nachwelt kaum treffender ausdrücken, was sie hält von dieser Frau: Nicht wenig, aber wenig Gutes.

Als ich mich 1977 in Peking niederliess, ging die grosse Kampagne gegen Jiang Qings «Viererbande» gerade ihrem Ende entgegen. Es zirkulierten Gerüchte über ihren Lebenswandel, von denen wohl auch der Erzähler nicht genau wusste, ob sie aus den Massen kamen oder ob der Propagandaapparat diesen Kübel voll Unrat von oben auf diese Massen runterschüttete. Die Meinungen jedenfalls waren gemacht: Jiang Qing predigte proletarisch einfache Gleichheit und lebte üppig als bourgeoise Drohne; sie trug bunte Seide, sie ging auf Stöckelschuhen, sie labte sich an westlichen Filmen. Die Massen hatten sich mit Strohsandalen und blauem Klemmnerzeug zufrieden gegeben, sie waren verkürrt zum faden Eintopf sogenannt revolutionärer Musteropern. 1976, einen Monat nach dem Tod des Vorsitzenden Mao, stürzte Jiang Qing vom Tritt zum Kaiserthron hinab in den Kerker. Zur Bandenchefin einer «Viererbande» deklariert, wurde sie zur Inkarnation der Kulturrevolution, ihr Name zum Markenzeichen für die gescheiterte Politik einer ganzen Generation.

### Goldener Schlüssel zum Männerreich

Jiang Qing, 1914 in bürgerlichem Hause geboren, kommunistische Schauspielerin im Shanghai der dreissiger Jahre, schloss sich 1937 den roten Rebellen in den Yananer Lössbergen an und wurde zwei Jahre später die vierte Gattin des Vorsitzenden Mao. Nach einem Vierteljahrhundert fern der Öffentlichkeit begann ihr rascher Aufstieg in den Nationalen Volkskongress, zur Sekretärin der Gruppe Kulturrevolution im Zentralkomitee und später in die Kulturgruppe im Staatsrat: Ämter, kraft deren sie sich zur Gralshüterin von Kunst und Propaganda hochstilisieren konnte. Allzu menschliche Züge hat sie nicht getragen. Was über sie zu wissen ist, beschränkt sich auf die Propaganda, mit der sie selbst sich erst erhöht und darauf ihre Gegner sie erniedrigt haben.

Die Tänzerin Evita Perón, Miss World Imelda Marcos, die Witwe Bandaranaike oder die Tochter Indira Gandhi: Sex und Familienban-

de scheinen bis heute für Frauen in Entwicklungsländern goldene Schlüssel, um die Pforte zum Männerreich der hohen Politik aufzuschliessen. Kaum per Zufall ging Jiang Qing im sozialistischen China ebendiesen Weg: In der kommunistischen Männerpartei mit ihrer soldatischen Heldentradition wohl den einzig gangbaren. In der virilen Stärke hatten diese Männer ihre Schwäche. Das ewig Weibliche zog sie hinan. Als Jiang Qing oben war, liess sie sich nicht mehr unterkriegen. Sie zeigte keine Schwäche mehr.



Zahn um Zahn: Mao-Witwe Jiang Qing.

Nicht viele chinesische Frauen haben grosse Politik gemacht. Mit ihren gebundenen Füssen von den Männern ans Heim gefesselt, übten sie im kleinen ihre Herrschaft aus – die berühmte Herrschaft der konfuzianischen Schwiegermütter. Intolerant und unerbittlich streng Prinzipien verpflichtet, ebenso gehasst von Männern wie Frauen. Jiang Qings Macht im Staate wurde spürbar, als sie ins Schwiegermutteralter kam. Fast wirkt es heute, als hätte sie als Schwiegermutter der Nation ihren Kopf hinzuhalten. Was nun als ihr Verdienst oder ihr Verschulden zu gelten hat, wieweit der grosse Steuermann selbst Mittäter ist, das dürfte immer dunkel bleiben.

Zu wenig drang nach aussen über die Mauern des Zentralkomitees im Pekingener Kaiserpalast, in dem Familie Mao wohnte.

Familienaffären und hohe Politik, Ideologie und Nepotismus verbanden sich bei ihr zu explosivem Effekt. Intime Feinde privater Reibereien und ideologische Widersacher wirkten häufig identisch. Sie füllte die Gefängnisse mit ihren einstigen Theaterkollegen, die dann nach dem Sturz der «Viererbande» die «Wahrheit» über ihren trüben Start in Shanghai zum besten gaben; ihre Hauptattacke aber galt der «gemässigten» Wang Guangmei, der sechsten Gattin von Maos Rivalen Liu Shaotji; auch sie galt als schön, auch sie galt als mächtig und als begabtere Schauspielerin. Auge um Auge, Zahn um Zahn machen nun die alten Feinde mit Jiang Qing auch ihre einstigen engsten Freunde fertig. Nur manchmal war es etwas komplizierter. Gegen Lin Biao, mit dem sie einst unter einer Decke steckte, liess sie nachher eine der heftigsten Kampagnen inszenieren. Nun sitzen seine Getreuen mit ihr auf der Anklagebank. Sieger bleiben Deng Xiaoping und seine Genossen.

Deng Xiaoping sagte über Jiang Qing 1975, als ganz kurz beide «oben» waren: «Manche Leute versuchen, für sich selbst zu werben, indem sie andere kritisieren und schmähen. Sie treten anderen auf die Füsse, um selbst auf die Bühne zu kommen.» Dazu Jiang Qing gegenüber ihrer amerikanischen Biographin Roxane Witke: «Das Ausmass meiner revolutionären Arbeit wird die Welt erst später zu würdigen wissen.»

In ihren grössten Jahren während der Kulturrevolution hat Jiang Qing die chinesische Bühne von allem individuellen Leben reinfeigen wollen, um in ihren Opernbearbeitungen («Das weisshaarige Mädchen», «Mit taktischem Geschick den Tigerberg erobern») reine Typen des edlen Revolutionärs und des schurkischen Reaktionärs zu synthetisieren. Sie beanspruchte die Herrschaft über die Massenmedien, um in ihnen ein China zu zeichnen, das es niemals gab und niemals geben wird.

Als Komödiantin hat sie begonnen, in der tragischen Heldenrolle als Opfer eines Schauprozesses endet sie. Die Strafen, die sie einst für ihre Bösewichte ausheckte, sie werden nun ihr selbst zuteil. Das letzte Stück, in dem sie spielt, bleibt ihrem Stil verpflichtet.

Dieser Artikel erschien am 26. November 1980 in der *Weltwoche*.

# Nachruf auf das Gesicht

Die Debatte um Burka-Verbote zeigt: Das Antlitz des Gegenübers gilt uns als Versicherung. Der renommierte Medientheoretiker Hans Belting sagt das Gegenteil: Das Gesicht sei Ausdruck einer Krise. Von Daniele Muscionico

Was suchen wir in einem Gesicht? Die Wahrheit einer Person? Oder die Wahrheit über uns selbst vielleicht? Es ist eine alte Sehnsucht, aus den Gesichtszügen eines Menschen dessen unsichtbare Eigenschaften, seine Absichten zu lesen. Von Johann Caspar Lavaters konfusem Grosswerk «Physiognomik» ist dieser Wunsch in die populären Verheissungen der modernen Neurowissenschaft eingegangen. Mit demselben Ergebnis durch alle Jahrhunderte: Das Gesicht ist nicht die Wahrheit hinter der Maske, sondern es ist die Maske selbst.

Die Maske? *Persona* hiess sie im antiken griechischen Theater, die Maske, welche die Rolle des Schauspielers typisierte. Denn ist es nicht so? Wir haben ein Gesicht, sagt die Sprache,

Die Maske aber, die *persona*, ist beständiger, verfügbar und verbindlich.

und wir machen eines. Wir können das Gesicht wahren oder aber verlieren. Das Gesicht scheint ein flüchtiger Geselle. Die Maske aber, die *persona*, ist beständiger, verfügbar und verbindlich.

Wer ein Gesicht betrachtet, will sich ein Bild machen. Doch machen wir uns nichts vor! Wenn wir unserem Gegenüber ins Gesicht sehen, bilden wir uns ein Bild ein. Schon die Herkunft des Wortes verweist darauf, dass in einem Gesicht nicht mehr zu haben ist als unsere höchsteigene Ein-Bildung. Ein «Ge-sicht» ist jenes, das vom Betrachter gesehen werden kann.

Wir leben in einer Zeit des Gesichtskults. Er geht einher mit dem Gesichtsverlust. Zwischen diesen dialektischen Polen spannt sich das faustdicke, faustische und gewiss epochale Buch des deutschen Medientheoretikers und Kunsthistorikers Hans Belting. Der Autor ist einer der massgebenden Experten auf diesem Feld im deutschsprachigen Raum. Es gibt wohl keinen Studenten der Kunstgeschichte, der sich nicht irgendwann mit «Bild und Kult», der 1990 erschienenen, mittlerweile zum kunsthistorischen Standard gehörenden Abhandlung über die Bilderverehrung im europäischen Mittelalter, auseinandersetzen musste. >>>



«Die unterhaltsamste Fläche auf der Erde»: Fotografin Cindy Sherman.



Von der Staatsikone zum Pop-Idol: Andy Warhols Mao-Zedong-Porträt.



«Sehnsucht



Ware und



*nach Identität*»: Kopfschmuck der Künstlerin Maiko Takeda.



*Einzigartiger Ausdrucksapparat*: Porträt des Malers Jan van Eyck, 1433.



*Waffe*: Performance-Künstlerin Marina Abramovic.



*Gigantisches Markenzeichen*: Pussy-Riot-Sängerin Nadeschda Tolokonnikowa.



# Neujahr im «Paris des Ostens»

Erleben Sie das weltberühmte Silvesterfeuerwerk von Budapest – exklusiv für Weltwoche-Leser auf der Silvesterreise.

Auf einer Schifffahrt durch die Lichter der Nacht, am Konzert eines Zigeunerorchesters, beim Spaziergang am Fuss des Gellértbergs mit seinen pompösen Bädern oder beim Besuch eines kaiserlichen Kaffeehauses: So romantisch können Sie in der Donaumetropole das alte Jahr ausklingen lassen. Das Jahr 2014 begrüßen Sie nach einem edlen Silvesterdinner in der Fischerbastei mit dem spektakulären Silvesterfeuerwerk an der Kettenbrücke.

## Highlights der Silvesterreise:

- Auf einem gemieteten Schiff erkunden Sie beim festlichen Dinner die funkelnde Donaumetropole.
- Kaiserliche Kaffeekultur erwartet Sie im geschichtsträchtigen Literatencafé «New York», dem Traditionshaus «Gerbaud» und in der Konditorei «Augustz».
- Die hundert Musiker des Budapester Zigeunerorchesters verzaubern Sie mit temperamentvollen Melodien.

- Neben einer ungarischen Weinverkostung lädt eine Schnapsbrennerei zum Degustieren ein.
- Silvesterdinner im renommierten Restaurant «Halászbástya» in der Fischerbastei mit herrlichem Ausblick.
- Neujahrsidylle in Szentendre mit den verwinkelten Gassen und den farbenfrohen Häusern – ideal für den entspannten Start ins neue Jahr.
- Auf Wunsch können Karten für die Budapester Neujahrskonzerte im Palast der Künste organisiert werden.
- Spaziergang auf dem Prachtboulevard Andrassy zum Parlamentsgebäude mit exklusiver Führung.
- Süsse Versuchung im ersten Pester Strudelhaus, wo Sie bei der Herstellung der hausgemachten Strudel selbst Hand anlegen können.
- Kulinarischer Abschied mit ungarischen Nationalgerichten vom kreativen Chefkoch Lajos Biró im «Bock Bisztró».

## Weltwoche-Spezialangebot

### Neujahr im «Paris des Ostens»

Silvesterreise nach Budapest vom 29. Dezember 2013 bis zum 3. Januar 2014

### Reisearrangement:

Für Abonnenten: Fr. 3400.–

Für Nichtabonnenten: Fr. 3600.–

### Detailprogramm/Anmeldeformular:

Weitere Informationen zur Reise finden Sie unter [www.weltwoche.ch/platinclub](http://www.weltwoche.ch/platinclub).

### Anmeldung:

Bitte setzen Sie sich direkt mit dem Veranstalter in Verbindung.

### Veranstalter:

Cotravel in Allschwil BL  
Expertenreisen-Spezialist  
[www.cotravel.ch](http://www.cotravel.ch)  
Telefon: 061 308 33 00  
Mail: [cotravel@cotravel.ch](mailto:cotravel@cotravel.ch)

[www.weltwoche.ch/platinclub](http://www.weltwoche.ch/platinclub)



«Faces» nun, sein Opus magnum ähnlicher Postur, ist eine opulente Bildgeschichte unseres Antlitzes im Spiel der sozialen Masken. Es ist die erste Kulturgeschichte des Gesichts, ein Chirurgenbesteck für Generationen nach Belting, Produkt zehnjähriger Forschungsarbeit, und eines kann man dem Ergebnis nicht absprechen: Wer diesen Bilder-Brocken gelesen hat oder zumindest gesichtet – um im Bild zu bleiben –, wird keinem Gesicht mehr trauen. Vor allem nicht dem eignen. Denn nirgends scheint der Mensch so sichtbar präsent wie in seinem Gesicht. Und nirgends ist er so sehr abwesend.

### Rembrandts Revolte

«Eine Geschichte des Gesichts? Es ist ein gewagter Versuch, sich auf das Thema einzulassen, das jeden Rahmen sprengt und zum Bild aller Bilder führt, mit dem Menschen leben.» Mit diesen Worten beginnt der Autor sein grosses Unternehmen. Aus europäischer Sicht ist ja seit je der Blick ins Gesicht des anderen ein zentrales Ereignis, eine zentrale Kommunikation. Dass dieser eurozentrische Ansatz naturgemäss in die Krise geraten musste, war eine Frage der Zeit. Nach Antworten zu suchen, bleibt uns nicht erspart. Denn die aktuelle Burka-Debatte wird nicht die letzte gewesen sein im Gesichtsfeld dieser Thematik.

Doch uns dies in Erinnerung zu rufen, ist wichtig: In Europa hat das offene Zeigen des Gesichts und das damit verbundene Mienenspiel zu einer ganz eigenen bildnerischen Kunstform geführt – den Porträts. Ja, man könnte so weit gehen, zu behaupten: Nicht die Malerei biblischer Stoffe, nicht die Landschaftsmalerei, sondern die Porträtkunst – und hier im Besonderen des Gesichts – ist die Eigenart der bildenden Kunst Europas. Das Gesicht ist, wie Belting schreibt, das «Bild aller Bilder».

Wohl darum mochte in alten Zeiten der alte Georg Christoph Lichtenberg schwärmen: «Die unterhaltsamste Fläche auf der Erde für uns ist die vom menschlichen Gesicht.» Unterhaltsam ja, aber ... Hans Belting beschreibt das Gesicht als «Rohform des Lebens und also Natur einer gesellschaftlichen Praxis». Und das heisst, dass es sich in seiner grundsätzlichen Form (wenn es denn in diesem Kasus überhaupt Grundsätze gibt) nur in seiner sozialen und kulturellen Anwendung untersuchen lässt. Der Autor unternimmt dafür einen Kunstgriff, indem er Maske und Gesicht erst als Einheit voraussetzt, um sie dann wieder zu trennen – und die Maske als kulturelles Objekt der Abstraktion zu untersuchen. *Persona* wird Person. Oder nicht?

Seit Jahrtausenden versuchen Menschen, das Gesicht zu entziffern und in Bilder zu bannen. Hans Beltings Geschichte des Gesichts spannt grosse Bögen und ist die Geschichte einer Suche, die mit der Maske der Steinzeit begann, die Entwicklung des Porträts vorantrieb – Rembrandts Revolte gegen die Maske zum Beispiel – und bis zur Fotografie, dem

Film und den digitalen Medien in die Gegenwart reicht. Dabei zeigt die Erkundung der europäischen Kulturgeschichte, wie die Bilder in immer neuen Anläufen dem lebendigen Gesicht nachjagten – und niemals an ein Ziel gelangten. Denn das menschliche Gesicht, dieser einzigartige Ausdrucksapparat für den Austausch mit anderen, muss stets stillgestellt werden, um als «Ersatz» für die Person zu dienen. Es wird, so Belting, zur Maske – und deren Siegeszug verfolgt er von den suggestiven (Selbst-)Porträts van Eycks, Dürriers und Caravaggios bis hin zu den grossformatigen Aufblasvisagen der Medien und ihrer Spiegelungen in der zeitgenössischen Kunst.

Doch im Heute angelangt, wird es, wird der Autor düster: Denn die Person ist ja die Maske, das Selbst die Rolle. Die Suche, die Sehnsucht nach dem Gesicht ist die Sehnsucht nach Individuum und Identität. Das Gesicht, nach Belting das Motiv aller Porträts, ist in den Massenmedien der «facialen» Gesellschaft inflationär geworden. Mit einem Gesicht lässt sich Politik machen. Das Porträt des chinesischen Parteiführers Mao Zedong war zunächst eine Staatsikone, bevor es Andy Warhol zu einem Pop-Idol machte, indem er das Konterfei des Politikers zum Ready-made werden liess. Das öffentliche Gesicht ist konstruiert, inszeniert nach der Logik von Politik und Werbung. Das moderne Gesicht als Mythos und Metapher, als Ware und Waffe. Als Wille und Wahn.

Wenn Belting in seinem ungemein klugen Buch im Heute ankommt, kommt er gleichermaßen ins Klagen. Wenn er die Vormoderne als unmögliche Geschichte des möglichen Gesichts beschreibt, versteht er die Moderne als Zerfallsgeschichte des Gesichts. Im «Reproduktionswahn» der «facialen Gesellschaft», schreibt er, erfahre das fotografierte Gesicht durch Überproduktion schablonenhafte Entleerung und Verflachung. Gleichzeitig konstatiert er den Siegeszug der prominenten «faces», die seit den dreissiger Jahren des letzten Jahrhunderts die Medien zu beherrschen begannen. «Sie versetzten eine Gesellschaft, die sich ihrer Identität nicht mehr versichern konnte, in den Rausch einer imaginären Welt, in der bezeichnenderweise Schauspieler dominierten.» (Oder Politiker, jene Subspezies der Schauspielkunst.) Von hier aus, meint Belting, sei es nur noch ein kleiner Schritt zu Andy Warhol, Cindy Sherman und den auf Computern erzeugten imaginären Gesichtern, die niemandem mehr gehörten. «In der digitalen Welt kehren alte Archetypen in Artefakten zurück, die im gleichen Intervall zwischen Traum und Beweis leben.»

### Die Fazilität der Medienmaske

Hier spielt einer, mit ironischem Zwinkern versteht sich, den Dekonstruktivisten und Demontierer. Denn Belting weiss, dass der Abgesang auf das Gesicht, die Klage über das verlorene Gesicht, sozusagen ein Basso continuo

der Moderne ist. Es gibt ihn schon im 19. Jahrhundert, dann wieder bei Rilke und anderen. Im Medialalter setzt er wieder ein, die Fazilität der Medienmaske. Es scheint immer so, als seien wir im Begriff, das Gesicht zu verlieren oder abzuschaffen. Wahr ist das nur bedingt. Das heisst: Wahr ist das heute unbedingt nicht!

### Pussy Riot sind nur der Anfang

Leben wir nicht in einer Welt der sozialen Netzwerke, die eine der stärksten Gegenbewegungen zur fazialen Entleerung oder gar zur Gesichtsauflösung zustande gebracht hat? Selbst wenn die Einträge auf Facebook geschönte Gesichter zeigen, also Masken, und das Selbst in ein Start-up-Unternehmen der eigenen Ich-AG verwandeln: Die Kommunikationstechnik hat weite, vor allem junge Teile der Weltgesellschaft in die Situation historisch früher Dorfgemeinschaften und Nachbarschaftsbeziehungen versetzt. Die Geschäftsidee heisst: Werde eine unverwechselbare, widerspruchsfreie Version deiner selbst – und stehe mit deinem Gesicht dafür ein. Und diese neue Face-to-Face-Gesellschaft ist belebter denn je. Das Gesicht spielt dabei die trickreiche Rolle als trillionenfach handverzeugtes Privatbild im familiären Verkehr, als gigantisches Markenzeichen, als subkulturelles Spielzeug oder expressives Token wie eben das Smiley. Recht haben die Künstler, die auf dieser ganzen Klaviatur spielen.

Oder ganz im Gegenteil. «Faceless» heisst eine Ausstellung im Wiener Museumsquartier, die einen aktuellen Trend im zeitgenössischen Kunstschaffen abbildet. Es ist die Gegenbewegung zum herrschenden Imperativ der Faces und der Individualisierung. Ausgangspunkt: der 11. September 2001 und die gewaltige und gewalttätige Überwachungstätigkeit nicht nur, aber auch der USA. Es geht um die alte Frage, die Belting in seinem Buch stellt, doch hier von einer jüngeren Generation ins Morgen weitergedacht wird: Wie viele Gesichter hat ein Mensch? Und wie viele gehören ihm noch, wenn Kameraaugen ihn ableuchten, biometrisch und erkennungsdienstlich erfassen?

In einer zweiteiligen Ausstellung zeigt der in Belgrad geborene Künstler Bogomir Doringer Strategien der vorausseilenden Gesichtlosigkeit. Künstler und Künstlerinnen wie Doringer erfinden für sich das verdeckte Gesicht als Möglichkeit, ihre Individualität zu retten. «Wenn du etwas verändern willst, geht das nur ohne Gesicht», folgert er. Pussy Riot oder die als Guy Fawkes maskierten «Occupy»-Protestler scheinen nur der Anfang zu sein. Die Tür ist offen für eine Zeit nach Belting, in der man die Maske offiziell zum Gesicht erklärt.

**Hans Belting:** Faces – Eine Geschichte des Gesichts. C. H. Beck. 343 S., 134 Abb., Fr. 43.90  
Die Ausstellung «Faceless II» läuft bis zum 24. 11. im Museumsquartier Wien.

# «Neigungswinkel nach unten»

Der Feuilleton-Chef der *Neuen Zürcher Zeitung*, Martin Meyer, hat ein ausgezeichnetes Buch über den französischen Romancier-Philosophen Albert Camus geschrieben. Ein Gespräch über die Coolness des Denkens, grosse Literatur und Schweizer Intellektuelle. *Von Rico Bandle und Roger Köppel*

**Herr Meyer, was hat Sie motiviert, ein Buch über Albert Camus zu schreiben?**

Schon im Gymnasium war ich fasziniert von dem Roman «L'Étranger»: Ein Mann, der ein ganz normales Bürolistenleben führt, erschiesst eines Mittags völlig unmotiviert einen Araber. Weshalb tat er das? Darüber habe ich lange nachgedacht. Es gibt nicht eine Lösung. Wie alle grossen Kunstwerke ist das Buch vielseitig interpretierbar. Damals hat mich das aber irritiert. Dann kam «Die Pest», dieser Roman ist viel einfacher zugänglich. Die Seuche taucht in der algerischen Stadt Oran auf, nun geht es darum, wie die Leute sich dazu verhalten, wie sie die Katastrophe auch philosophisch bearbeiten.

**Wo liegt die Faszinationskraft des Stoffs?**

**Warum ist das heute interessant?**

In den 1990er Jahren habe ich ein Buch über das Ende der Geschichte geschrieben. Da stiess ich wieder auf Camus, auf seinen Essay «L'Homme révolté» («Der Mensch in der Revolte») mit seiner brillanten Kritik am Totalitarismus. Ich begann dann Camus wiederzulesen und war abermals fasziniert. Einerseits ist er ein wunderbarer Schriftsteller mit einer klaren, schnörkellosen Sprache, andererseits ein sehr origineller und bedeutender Denker. Diese Mischung aus Schriftstellerei und Philosophie interessiert mich auch bei anderen Schriftstellern.

**Was ist die zentrale Erkenntnis, die Sie Camus verdanken?**

Camus analysiert und beschreibt unsere menschliche Existenz unter der Voraussetzung ihrer Endlichkeit. Es gibt in diesem Sinne kein höheres Sein, kein Jenseits, auf das wir spekulieren oder hoffen sollen, sondern wir haben nur dieses eine Leben, das wir so sinnvoll gestalten sollen wie nur möglich. Im Grunde genommen liefert Camus eine radikale Diesseitsphilosophie, die dem Menschen überantwortet, aus sich zu machen, was er eigentlich sein könnte. Um mit Nietzsche zu sprechen: «Werde, der du bist.»

**Was war aus damaliger Sicht die revolutionäre Leistung von Camus? Warum konnte er mit seinen Büchern Weltruhm erlangen?**

Wenn wir den «Fremden» lesen, so ist das eigentlich die eher banale Geschichte eines Mannes, der aus nichtigem Grund zum Mörder wird und dann in die Mühlen einer Gesellschaft gerät, die er nicht wirklich

verstehen kann. Er reagiert immer nur, er ist ein reaktiver Mensch in seiner ganzen Existenz. Der Sinnlosigkeitsverdacht dieses Lebens war ein ganz neues Thema in der französischen Literatur. Die barocke Erzählweise, wie sie durch andere Autoren gepflegt wurde, war hier durchbrochen, Camus pflegte eine karge, nüchterne, schnörkellose Prosa.

**Ist Camus ein französischer Hemingway?**

Der Vergleich mit Hemingway ist gar nicht so schlecht, nur kommt bei Camus noch der ganze philosophische Hintergrund hinzu. Camus hat ein Lizentiat gemacht an der Universität von Algier zum Thema des Einflusses des Neoplatonismus auf die christliche Metaphysik. Er war also kein Autodidakt. Nur ist es ihm immer gelungen, das Philosophische und das Literarische so zu verbinden, dass man nicht sagen muss, das ist nun ein Philosoph, der schlechte Romane schreibt, oder ein Romancier, der schlecht philosophiert.

**Was war sein Kerngedanke?**

Im «Mythos des Sisyphos» definiert Camus das Absurde. Eigentlich ist dies eine Verhältnisbestimmung. Der Mensch fragt danach, wie er eigentlich in der Welt steht in seinem Dasein, und muss erkennen, dass diese Welt gegenüber ihm in Schweigen verharrt und ihm nicht die Tröstungen oder Heilsversprechungen gibt, die er von ihr erwartet.

**Eine Einsamkeitserfahrung: Ich bin eigentlich allein.**

Ja. Ich bin allein, ich kann nicht erwarten, dass ein höherer Sinn mich aus dieser Einsamkeit herausreisst, und wenn ich mich umgucke, so erlebe ich die Welt als etwas Absurdes, als ein undurchdringbares Ganzes, das ich eben nicht wirklich verstehe.

**Daraus folgt: Ich muss die Lasten des Lebens selber schultern.**

Genau. Das ist das Bild von Sisyphos. Es gibt den berühmten letzten Satz: «Wir müssen uns Sisyphos als einen glücklichen Menschen vorstellen.» Um glücklich zu sein, braucht es also nicht mehr als die Einwilligung ins eigene Dasein.

**Als die Religion noch viel stärker in unserer Gesellschaft verankert war, mag der Gedanke: «Das Leben ergibt keinen höheren Sinn, also mach das Beste daraus», revolutionär gewesen sein. Heute, im Zeitalter von Selbstentfaltung und Ich-Kult, klingt diese Hymne auf den Individualismus etwas banal.**

Nein. Hier geht es um die grossen Fragen, die

uns als endliche Wesen beschäftigen. Es geht um Liebe und Tod, Sterblichkeit und Existenz, den Sinn des Lebens. Wie gehen wir um mit unserer Arbeit, der Solidarität in der Gesellschaft? Den meisten Leuten heute fehlen der Raum und die Musse, sich diesen Fragen überhaupt noch zu stellen. Denn dies setzt voraus, dass man sich täglich zwei Stunden ruhig in einen Stuhl setzt und darüber nachdenkt.

**Camus gilt als Existenzialist. Können Sie kurz darstellen, was darunter zu verstehen ist?**

Das ist ein komplexes Problem. Die französische Version der Existenzphilosophie, wie sie von Heidegger auf den Weg gebracht worden war, wurde massgeblich von Sartre definiert. Sartre war der Existenzphilosoph schlechthin für Frankreich, da wollte sich Camus abgrenzen. Sartre hat den berühmten Satz geprägt: «L'existence précède l'essence.» Das heisst, die Existenz geht dem Wesen, der Essenz des Menschen voraus. Das bedeutete ein radikales Umdenken: Der Mensch sollte nicht in seiner Wesensmässigkeit interpretiert werden, sei es im christlichen oder ontologisch-philosophischen Verstand, sondern zunächst einmal einfach in seiner nackten Existenz.

**Was ist der Unterschied zu Camus?**

Sartres Philosophie war viel aufwendiger und pathetischer. Mit dem für Sartre wichtigen Entscheidungspathos – man ist in die Welt geworfen und muss dann aus eigenem Antrieb etwas daraus machen – konnte Camus nichts anfangen. Aber natürlich hat die Existenzphilosophie gleichwohl stark auf Camus abgefärbt.

**Camus wollte sich vom heroischen Kitsch des Sartre-Existenzialismus abgrenzen?**

Das kann man so sagen. Sartre war ihm zu pathetisch, zu dogmatisch. Camus war immer ein antidogmatischer Autor. Er hat nie Dinge geschrieben, die mit Absolutheitsanspruch gelten sollen. «Der Mensch in der Revolte» ist ja genau eine Kritik an den Ansprüchen einer totalisierenden Geschichtsphilosophie, dass die Welt und die Geschichte einem bestimm- baren Plan folgen.

**Sie beschreiben Camus' Philosophie als eine Art Lob auf die Gleichgültigkeit. Ist diese Haltung heute noch interessant?**

Da geht es ja vor allem um den «Fremden». Die Hauptfigur ist ein Mensch, auf den die Ereignisse prallen, ohne dass er etwas dafür tut. Ihm ist egal, wie alles kommt. Er ist genau nicht der engagierte Mensch, der nach einem Sinn fragt. Im Nachfolgerroman «Die



«Der Vergleich mit Hemingway ist gar nicht so schlecht»: Feuilletonist Meyer, fotografiert von Nadja Tempest vor dem Zürcher Opernhaus.

Pest» ist das dann anders, dort geht es ja darum, wie Menschen reagieren, die von der Krankheit befallen sind. Die Solidarität, das Engagement werden sehr wichtig. Camus ist nicht der coole Egozentriker. Der Weg führt vom «Fremden», von der Einsamkeit und Isolation, zur Gemeinschaft und Gesellschaft in «Die Pest».

**Sartre galt ja als der engagierte Intellektuelle, beliebt bei Frauen, ein politisierender Philosoph. Wie wichtig war die Politik für Camus?**

Als Journalist war Camus sehr engagiert. Er hat in manchen Jahren wöchentlich Leitartikel für verschiedene Medien geschrieben. Erst in den späteren fünfziger Jahren liess sein politisches Engagement nach, einerseits nach dem Bruch mit Sartre, andererseits als er sah, dass seine Algerienpolitik der Vermittlung nicht mehr funktionierte. Die politische Solidarität im Sinne einer Kompromissfindung war bei ihm sehr stark ausgeprägt – im Gegensatz zu Sartre aber immer undogmatisch. Sartre war zwischenzeitlich ja sogar Stalinist, der Schock kam dann erst 1956 mit dem Einmarsch der Russen in Budapest. Als Camus ihm vorwarf, er spreche nie über die sowjetischen Straflager, antwortete Sartre, genauso schlimm wie die Straflager sei, wie der Westen den Gulag propagandistisch ausschlichte. Das ist natürlich eine Katastrophe. Dass Camus in Frankreich nach seinem Tod lange kaum mehr beachtet wurde, liegt besonders an Sartre, der ihn desavouiert hat.

**Kann man Camus mit einem Schweizer Intellektuellen vergleichen? Zum Beispiel mit dem frühen Frisch, der nach dem Krieg durch Deutschland reiste und mit grosser Empfindsamkeit die Lage beschrieb.**

Das Beispiel Frisch ist gar nicht schlecht. Der Existenzialismus in einer deutschen Version lag damals in der Luft. In Frankreich waren das die Nonkonformisten, die Pfeife geraucht und nächtelang in den Bars getrunken und diskutiert haben. Manchmal kam es unter ihnen auch zu Schlägereien. Max Frisch ist die helvetisch besänftigte, wenn auch etwas verkrampfte Version dieser Leute, allerdings näher bei Sartre als bei Camus.

**Hand aufs Herz: Die zelebrierte Coolness bei Camus, wo nebenher Personen sterben oder ermordet werden, hat doch aus heutiger Sicht etwas Überspanntes, ja Frivoles. «Der Fremde» bei Camus wirkt passagenweise wie ein Vorläufer des mordenden Investmentbankers in «American Psycho». Wieso fasziniert Sie diese Kälte?**

Über die Coolness in unserer Gegenwart kann ich nicht viel sagen, weil ich sie nicht kenne. Aber den Kult der Kälte und Indifferenz gibt es schon seit dem 19. Jahrhundert: bei Gabriele D'Annunzio, Gottfried

Benn oder bei Ernst Jünger. Camus war trotz dem «Fremden» aber ein sehr empathischer, warmherziger Mensch, die preussisch-deutsche Kälte gab es nicht.

**Welches sind heute die Denker, von denen man in fünfzig Jahren noch so reden wird wie wir über Camus und Sartre?**

Die Entwicklungen in Literatur und Kunst verlaufen nicht linear, sie kennen Höhen und Tiefen.

**Und jetzt befinden wir uns in der Tiefebene?**

Einen gewissen Neigungswinkel nach unten können wir zweifellos feststellen. Das kann sich auch wieder ändern. Im Übrigen ist momentan nicht die Zeit der grossen Leitbilder und damit auch nicht der grossen intellektuellen Figuren.

**Welcher aktuell lebende Schriftsteller oder Denker begeistert Sie?**

In der deutschen Sprache unbestritten Peter Handke. Er ist der grösste Prosa-Meister der deutschen Gegenwartsliteratur. Ausgerechnet ihn hat Marcel Reich-Ranicki nie anerkannt, wohl auch nicht verstanden. Beim Theater würde ich Botho Strauss nennen, auch seine Essays sind hervorragend.

**Was zeichnet Handke und Strauss aus?**

Botho Strauss hat einen apokalyptisch-ironischen Blick auf unsere Zeit. Sehr kritisch, aber mit einem humoristischen Unterton. Ein glänzender Beobachter dessen, was wir tun und sind, und dies gefällt ihm nicht so sehr. Bei Handke ist es wiederum anders: Er ist ähnlich wie Adalbert Stifter ein wunderbarer Epiker, ein interesseloser Beobachter des Geschehens, vor allem auch des Naturgeschehens.

**Sartre oder Camus waren Stars mit einer grossen Anhängerschaft, heute heissen solche populären Denker Peter Sloterdijk, Bernard-Henri Lévy, Richard David Precht oder in der Schweiz Peter Bieri.**

Die Frage ist nur, wie lange das hält. Meiner Ansicht nach ist das nicht weltphilosophisch nachhaltig. Die Ratgeberphilosophie hat ein doch eher schlichtes Niveau. Ich mag da etwas konservativ sein, und man blickt zugegebenermassen gerne zurück. Aber Sloterdijk ist zweifellos ein starkes Kaliber.

**Wo sind eigentlich die Frauen in der Philosophie?**

Es gab Simone Weil, Hannah Arendt und noch einige weitere.

**Denken Frauen anders als Männer?**

Diese Frage habe ich mir noch nie gestellt.

**Es ist doch interessant: Erzählerinnen in der Literatur gibt es viele, Philosophinnen nur wenige.**

Das mag sein. Aber das sollten Sie lieber eine Philosophin fragen, die kann besser Auskunft geben als ich.

**Schauen wir auf die Schweiz: Wer sind für Sie die Referenz-Intellektuellen?**

Alle, die ihr dauernd in der *Weltwoche* bespricht und porträtiert ... (*Lacht*)

**Dann gehen wir die Namen doch einmal durch: Beginnen wir mit Peter Stamm.**

Ich weiss nicht, worauf die Frage hinaus soll. Wollen Sie eine meyersche Referenzliste?

**Genau dies. Was halten Sie von Stamm?**

Mich freut Peter Stamms Erfolg, ich habe mich aber zu wenig mit ihm beschäftigt, als dass ich ihn qualifiziert beurteilen könnte.

**Lukas Bärfuss?**

Er hat wie sehr viele Intellektuelle in der Schweiz das Bedürfnis, Kritik am Land zu üben. Das ist in Ordnung, aber ein bisschen stereotyp. Das Phänomen ist interessant: Ich kenne kaum ein anderes Land, in dem die Intellektuellen so kritisch gegenüber ihrem eigenen Land eingestellt sind. Dieses dauernde Ringen der Intellektuellen mit der Schweiz, ihrer Geschichte und ihrer Gegenwart ist ein helvetisches Spezifikum. Jetzt müsste man einmal fragen, woher das kommt. Ist das «Unbehagen im Kleinstaat» noch immer vorhanden? Was bestimmt zutrifft: Die Intellektuellen geniessen hierzulande nicht denselben Stellenwert wie in anderen Ländern. Das ist zugegebenermassen etwas verdriesslich.

**Uns fällt auf: Im Ausland gibt es heftige Auseinandersetzungen unter Intellektuellen, man greift sich an, polemisiert, steckt ein. Ganz anders in der Schweiz: Die intellektuelle Szene zeichnet sich durch eine enorme weltanschauliche Geschlossenheit aus. Man verschont sich gegenseitig mit Kritik, dafür kritisiert man das Abstraktum Schweiz. Sind die Schweizer Intellektuellen feige?**

Ein hartes Wort. Die Schonkultur hat mit der Kleinheit des Landes zu tun. Die erzwungene Nähe verhindert die grossen Debatten.

**Es haben ohnehin alle dieselbe Meinung, da kann gar keine Debatte unter Intellektuellen entstehen.**

Das haben Sie gesagt, aber ich stimme vollumfänglich zu. Das ist das Hauptproblem. Unter den Intellektuellen gibt es die prononciert Linken und einige Linksliberale, von der anderen Seite kommt leider sehr wenig.

**In den Feuilletons bildet sich das auch ab: Man hat für alles Verständnis. Scharfe Kritiker wie der eben verstorbene Marcel Reich-Ranicki gibt es kaum mehr. Hat die Kritikfähigkeit des Systems und seiner Protagonisten abgenommen?**

Das «anything goes» ist tatsächlich weit verbreitet. Die Zeit ist nicht mehr dazu angetan, grosse Autoritäten zuzulassen. Die Deutschen hatten natürlich schon immer ein anderes Autoritätsverständnis, sie lassen sich noch lieber von der Kanzel aus sagen, was gut und was schlecht ist. In der Schweiz kommt das schlechter an, grosse Stimmen sind uns verdächtig. Das ist auch gar nicht so schlecht, auch wenn die Kehrseite davon vielleicht der übertriebene Konsens ist.

Weshalb hat niemand mehr den Mut, wenn ein Kunstwerk eines in der Szene anerkannten Künstlers schlecht ist, dies auch zu sagen? Hat das auch damit zu tun, dass der Kulturbetrieb dermassen empfindlich auf Kritik reagiert?

Die ästhetisch-intellektuellen Kriterien zur Beurteilung der Kunst sind doch weitgehend verlorengegangen. Man weiss nicht mehr genau, was gut und was schlecht ist, was Bedeutung hat und was auf Schein konzipiert worden ist. Darum umschreiben heute Kritiker die Werke, sie beurteilen sie nicht mehr.

Sie sind seit 1974 bei der NZZ. Wenn Sie die damalige Zeit mit der heutigen vergleichen: Was sind die grössten Veränderungen im Hinblick auf die Intellektuellenszene?

Es ist eine gewisse Entpolitisierung festzustellen und auch der Verlust von autoritativen Stimmen. Man musste mit Frisch oder Dürrenmatt nicht einverstanden sein, mit der Nachfolgeneration, Loetscher, Muschg et cetera, auch nicht, aber sie lieferten immer wieder Standpunkte, mit denen man sich auseinandersetzen konnte. Mittlerweile hat sich die Platte der Schweiz-Kritik etwas totgelaufen, viele Autoren sind auch globalisierter, reisen viel herum, ziehen ihre Stoffe nicht mehr allein aus unserem Land.

Wir stellen eher das Gegenteil fest: Eine Art Schrebergartenliteratur à la Peter Bichsel ist heute gross in Mode. Viele Schweizer Autoren haben sich in den Mikrokosmos ihrer Scholle zurückgezogen, eine gewisse Biederkeit herrscht, manche schreiben schweizerdeutsch. Bekanntester Vertreter dieser Gattung ist Pedro Lenz.

Ich kenne mich bei dieser Literatur nicht aus. Aber es gehört natürlich zur Literatur, dass sie sich von der Realität entkoppelt, sich auch in eine eigene Welt zurückzieht.

Intellektuelle sind kaum mehr willens, sich mit ihren Kritikern auseinanderzusetzen.

Interessant ist, dass das klassische Schweizer Establishment, gegen das Frisch und Dürrenmatt, später auch Muschg und andere ankämpften, so nicht mehr existiert: Die Offiziersgesellschaft, die FDP, die Wirtschaftsverbände, alle haben stark an Einfluss verloren.

Das Establishment sind nun die Linksliberalen.

Sie sind glücklicherweise nicht das gesellschaftlich-wirtschaftliche Establishment – jemand muss ja noch das Geld verdienen, das man umverteilen kann. Aber die Widersacher der früheren Intellektuellen sind nicht mehr wahrnehmbar.

Wie beurteilen Sie einen Max Frisch heute? Hat er als Schriftsteller Bestand?

Ich habe sein Gesamtwerk gelesen und kann sagen: Er bleibt ein wichtiger Schwei-



«Warmherzig»: Philosoph Camus.

zer Schriftsteller. Natürlich sah er in seiner Selbstbezogenheit vieles falsch, viele seiner Themen haben auch Staub angesetzt, zum Beispiel seine ständige Suche nach der Identität in Bezug auf die Liebe.

Welche Bücher haben Sie am meisten beeinflusst?

Drei Autoren-Persönlichkeiten haben mich besonders geprägt. Der Philosoph Hermann Lübbe, mein Professor an der Universität Zürich. Ein brillanter Geist, der mich ein kritisches Verhältnis zu allen überzogenen Vorstellungen der Weltordnung gelehrt hat. Dann mein langjähriger Vorgesetzter und Vorgänger im Amt, der Historiker Hanno Helbling. Ein Meister der Ironie und der scharfen Klinge in der Sprachführung. Und Hans Blumenberg, der überragende deutsche Philosoph, mit dem ich einen ausführlichen Briefwechsel pflegte, als er noch lebte. Dessen Bücher haben mich sehr fasziniert, vor allem «Lebenszeit und Weltzeit», worin nachgewiesen wird, wie sich in der Moderne die Schere zwischen Lebens- und Weltzeit immer mehr öffnet, man also lebenszeitlich immer weniger mitbekommt vom grossen und beschleunigten Weltgeschehen.

Warum haben Sie einst ein Buch über den Kriegsschriftsteller Ernst Jünger geschrieben, der damals wie heute ideologisch nicht sehr hoch im Kurs stand. Niklaus Meienberg verriss Ihr Werk im Spiegel.

Ja, ich kam durch Meienberg zur zweifelhaften Ehre, umfassend im Spiegel abgehandelt zu werden. Meienberg hat von Jünger wenig verstanden und wollte einfach den Repräsentanten der NZZ vernichten – was ihm aber nicht gelungen ist. Abgesehen davon: Jünger bleibt eine epochale Figur.

Was sind heute die grossen Fragen, mit denen man sich beschäftigen muss?

Ich würde drei nennen. Erstens: Wie geht es weiter mit Europa? Zweitens: Sind die demokratischen Werte angesichts des religiösen Fundamentalismus tatsächlich so universell, wie wir immer glaubten? Und drittens glaube ich, dass auch wir Geisteswissenschaftler uns mit dem wissenschaftlich-technischen Fortschritt, der Hirnforschung et cetera, beschäftigen sollten.

Wie gehen Sie eigentlich mit der Absurdität der Existenz eines Intellektuellen um, der die Probleme der Welt benennt, schlussendlich aber doch nichts verändern kann?

Damit habe ich überhaupt kein Problem. Meine Rolle ist die des Beobachters. Wenn ich etwas anderes gewollt hätte – das Leben zu verändern –, so wäre ich in die Wirtschaft oder die Politik gegangen.

Sie sind der Mann der klassischen Bildung. Dies hat in unserer Gesellschaft keinen allzu grossen Stellenwert mehr, man hört auch, dass im Parlament in Bern kaum mehr Leute sitzen, die sich im klassischen Kanon auskennen. Halten Sie das für schlimm?

Das macht mir keine Freude, aber ich sehe nicht, wie man das aufhalten kann. Das Römische Reich ist auch einmal untergegangen. Das sind Prozesse der Veränderung, aus denen sich vielleicht etwas Neues kristallisiert, gerade auch mit den technologischen Möglichkeiten. Das Wissen in der Breite nimmt ab, in der Tiefe aber zu. Das sehe ich bei meinem Sohn Michael, einem Musikwissenschaftler. Er hat nicht mehr die breite gymnasial-universitäre Bildung wie ich, was er auf seinem Gebiet macht, ist aber von einer ganz starken, substanziellen Qualität.

Gibt es einen biografischen Grund, weshalb Sie sich diese umfassende Bildung angeeignet haben?

Ich weiss gar nicht, ob sie so umfassend ist... Aber ich habe Freude am Lesen, war immer neugierig, interessierte mich immer für das, was wirklich Qualität hat.

Was ist das bedeutendste Buch der Weltgeschichte?

Die Bibel. Aber es gibt auch noch andere bedeutende Bücher: Goethes «Faust», Dantes «Divina Commedia» oder Prousts «A la recherche du temps perdu».

Auf Ihrem Bürotisch liegt Christopher Clarks epochales Werk über die Ursachen des Ersten Weltkriegs. Weshalb drücken sich Schweizer Autoren um solche grossen Stoffe?

Vielleicht merken sie gar nicht, was ein grosser Stoff ist. Vielleicht denken sie auch, es gibt ja bereits einen Clark, da muss ich nicht auch noch ein solches Buch schreiben. Also: das typisch helvetische Delegationsprinzip... (Lacht)

Martin Meyer ist Feuilletonchef der Neuen Zürcher Zeitung. Sein Buch «Albert Camus – Die Freiheit leben» ist im Hanser-Verlag erschienen. 367 S., Fr. 38.90



Alchemistische Feier der Existenz: Tagebuch-Collage mit Iman von Peter Beard, 1978.

## Auf der roten Liste

Von Daniele Muscionico

Truman Capote ist tot. Liberace seit Michael Douglas' jüngstem Streich ebenfalls tief unter der Erde. Arm sind wir an Genie, an Wahnsinnigen, an Verrückten, die für uns die Welt retten. Denn wer sonst hat die Chuzpe, zu tun, was bloss scheiternd gelingt? Scheitern, scheitern, noch besser scheitern. Das forderte ein anderer Unvernünftiger, Samuel Beckett.

Einen gibt es noch, einen, der sein Leben lang nichts anderes tut, als sein Leben zu einem Kunstwerk zu machen. Und es seiner Mission zu widmen: Afrika. Peter Beard ist es, der Fotograf als Gentleman-Medizinmann im geistigen Tuxedo. Beard, passionierter Tagebuchschreiber, zeichnet und klebt seine Lebensspuren in Bücher, mit Tierblut, mit Schreibmaschine, eine alchemistische Feier der Existenz.

Und alle diese Spuren beginnen, wo alles begann, in Afrika. Verführt von Karen Blixen und ihrem Roman «Out of Africa», liess sich der jugendliche Beard aus New York in den frühen sechziger Jahren in der Nähe von Blixens kenianischer Farm nieder und fotografierte, collagierte, porträtierte die Zerstörung des letzten Tierparadieses durch den Menschen. Später nahm er als Modefotograf auch das erste deutsche Supermodel, Veruschka, mit nach Afrika – und brachte eine andere Supergrazie mit in die Staaten: Iman Mohamed Abdulmajid, kurz Iman (hier auf dem Bild) aus Somalia, damals Studentin in Nairobi.

Und das alles im Tuxedo. Zumal in geistiger Hinsicht ist der Smoking Beards Naturzustand. Denn Beard ist der Abkömmling einer der einflussreichsten Familien Amerikas. Sein Urgrossvater James Jerome Hill war der Gründer der Great Northern Railway. Sein Grossvater Pierre Lorillard gründete die Firma Tuxedo und erfand den gleichnamigen Abendanzug der feinen Gesellschaft. Nur folgerichtig, dass Beard nur das Feinste fein genug ist, die aussterbende Spezies – wilde Tiere, wilde Frauen.

2006 veröffentlichte der Taschen-Verlag, dieses Unternehmen hochglänzender Unvernunft, Beards Buch über Afrika. Es war eine limitierte Ausgabe und widerspiegelte Beards Werk in allen Facetten. Signiert und teuer produziert, ist das zweibändige Manifest einer Passion heute ein flottes Sümmchen wert. Nun gibt es jedoch eine neue Volksausgabe, und mit ihr ist Beard bei uns angekommen: in der Mitte des grossen Schwarms und all jener, denen für das Abenteuer Leben der Mut fehlt.

Peter Beard. Nejma Beard, Owen Edwards, Steven M.L. Aronson. Taschen. 770S., € 49.99



## Bestseller

### Belletristik

- 1 (2) **Khaled Hosseini:** Traumsammler  
(S. Fischer)
- 2 (1) **Jussi Adler-Olsen:** Erwartung –  
Der Marco-Effekt (DTV)
- 3 (3) **Joël Dicker:** Die Wahrheit über den Fall  
Harry Quebert (Piper)
- 4 (5) **Gillian Flynn:** Gone Girl – Das perfekte  
Opfer (Fischer/Scherz)
- 5 (4) **Urs Widmer:** Reise an den Rand des  
Universums (Diogenes)
- 6 (7) **Alex Capus:** Der Fälscher, die Spionin  
und der Bombenbauer (Hanser)
- 7 (9) **Franz Hohler:** Gleis 4 (Luchterhand)
- 8 (8) **Jonas Jonasson:** Der Hundertjährige ...  
(Carl's Book)
- 9 (6) **Ian McEwan:** Honig (Diogenes)
- 10 (10) **Milena Moser:**  
Das wahre Leben (Nagel & Kimche)

### Sachbücher

- 1 (1) **Guinness World Records:** 2014  
(Bibliographisches Institut)
- 2 (2) **Annemarie Wildeisen:**  
Mein Küchenjahr (AT)
- 3 (3) **Louise Hill:** Teufelskreis (Wörterseh)
- 4 (4) **Thomas Jaenisch, Felix Rohland:**  
Myboshi 3.0 (Frech)
- 5 (5) **Pascal Voggenreiter:**  
Kinder in der Geistigen Welt (Giger)
- 6 (6) **Ruth Maria Kubitschek:** Anmutig  
älter werden (Nymphenburger)
- 7 (–) **Hans Küng:** Erlebte Menschlichkeit  
(Piper)
- 8 (–) **Martin Miller:** Das wahre Drama des  
begabten Kindes (Kreuz)
- 9 (8) **Daniela Widmer, David Och:**  
Und morgen seid ihr tot (Dumont)
- 10 (–) **Bonnie Ware:** 5 Dinge, die Sterbende  
am meisten bereuen (Arkana)

**Quelle:** Schweizer Buchhändler- und Verlegerverband  
SBVV/Mediacontrol

### Apropos: Tolstoi und Capus

Vor drei Wochen haben wir an dieser Stelle Leo Tolstois berühmten Anfangssatz «Alle glücklichen Familien sind einander ähnlich; jede unglückliche Familie ist auf ihre Weise unglücklich» fälschlicherweise dem Roman «Krieg und Frieden» anstatt «Anna Karenina» zugeordnet. Ein ärgerlicher Fehler, für den wir um Entschuldigung bitten. Wenn wir schon am Fehlerkorrigieren sind: In der vorletzten Ausgabe stand im Artikel über den Schriftsteller Alex Capus, sein Roman «Léon und Louise» sei in den USA 500 000-mal verkauft worden. Auch das ist nicht richtig. Das Buch ist zwar tatsächlich letztes Jahr in den USA herausgekommen, auf der Homepage von Oprah Winfrey wurde es sogar als «Buch der Woche» empfohlen, die Verkaufszahl bezieht sich jedoch auf die deutschsprachige Ausgabe. (rb)

## Biografien

# Sie wollte, was noch niemals war

Die Beziehung zwischen Ingeborg Bachmann und Max Frisch ist fast schon ein Mythos. Ihre Liebe war ein Experiment von tragischer Wucht. Von Hubert Spiegel

Max Frisch konnte nicht sagen, er sei nicht gewarnt worden. Im Juni 1958 liess er sich in einem Studio des Norddeutschen Rundfunks in Hamburg das neueste Hörspiel von Ingeborg Bachmann vorspielen, das wenige Tage zuvor erstmals ausgestrahlt worden war. Es trug den Titel «Der gute Gott von Manhattan» und spielte auf zwei Ebenen. Auf der ersten wird die Geschichte zweier Liebender erzählt, auf der zweiten ist ebendiese Liebesgeschichte Gegenstand einer Art Gerichtsverhandlung. Manches von dem, was Frisch damals im Hamburger Studio hörte, muss ihm später wie die Vorwegnahme dessen erschienen sein, was er selbst mit Ingeborg Bachmann erleben sollte:

*Jennifer:* Errette mich! Von dir und von mir. Mach, dass wir uns nicht mehr bekämpfen und dass ich stiller werde zu dir.

*Jan:* Weinst du? Wein doch!

*Jennifer:* Glaubst du, dass wir wahnsinnig sind?  
*Jan:* Vielleicht.

*Jennifer:* Verachtest du mich?

*Jan:* Nur ein wenig. Nur so viel, dass mein Stauen nicht endet über dich. Aber ich bin auch erstaunt über mich.

### Er liess für sie seine Premiere sausen

Die Frau, die solche Dialoge schreiben konnte und gleichzeitig, auf der zweiten Ebene des Stücks, vor dem Hintergrund der McCarthy-Ära, eine scharfe Kritik totalitärer Herrschaftsstrukturen zum Ausdruck brachte, wollte er kennenlernen. Frisch schrieb einen Brief an Ingeborg Bachmann, von der er kaum etwas wusste, nicht einmal ihren Wohnort. So schickte er sein Schreiben an ihren Verlag. Sofort wurde ein erstes Treffen in Zürich vereinbart, das jedoch nicht zustande kam. Im Juli 1958 reiste er nach Paris, wo zwei seiner Stücke im Théâtre des Nations aufgeführt werden sollten. Ingeborg Bachmann kam zur Premiere, nicht ahnend, dass sie an diesem Abend nicht die Aufführung eines Stückes von Max Frisch, sondern den Beginn eines Dramas mit Max Frisch erleben sollte. Statt ins Theater gingen die beiden in ein Restaurant. Frisch war auf Anhieb so fasziniert von der fünfzehn Jahre jüngeren Dichterin, dass er die Pariser Premiere seines eigenen Stückes sausen liess.

Zwei Jahre nach Ingeborg Bachmanns Tod erinnerte sich Max Frisch in seiner autobiografisch grundierten Erzählung «Montauk» an diese erste Begegnung: «Paris, die ersten Küsse auf einer öffentlichen Bank, dann in die Hal-

len, wo es den ersten Kaffee gibt: am Nebentisch die Metzger mit den blutigen Schürzen, diese zu plumpe Warnung. Ihre Reise nach Zürich, die Verstörte am Bahnhof; ihr Gepäck, ihr Schirm, ihre Taschen. Eine Woche in Zürich als Liebespaar und aus klarer Erkenntnis der erste Abschied. Das gibt es tatsächlich: dass Haare zu Berge stehen. Ich habe es bei ihr gesehen. Die klare Erkenntnis, lebbar nicht länger als vier Wochen.»

Was hilft Erkenntnis in der Liebe? Aus vier Wochen wurden vier Jahre. Dramatische, verzehrende Jahre. Später, nachdem sich Max Frisch von ihr getrennt hatte und mit der damals 23-jährigen Romanistikstudentin Marianne Oellers eine neue Beziehung eingegangen war, sprach Ingeborg Bachmann davon, dass sie «tödlich verletzt» sei, sprach von der «grössten Niederlage» ihres Lebens, von Morden, die jenseits der Kriege geschähen und davon, dass der Faschismus in den Beziehungen zwischen Mann und Frau seinen Anfang nehme.

Als sie am 17. Oktober 1973 in ihrer Wohnung in Rom ums Leben kommt, nachdem glimmende Zigarettenstummel ihr Bett in Brand gesetzt hatten, klingen die Sätze, die Max Frisch fünfzehn Jahre zuvor im Hamburger Rundfunkstudio gehört hatte, noch unheimlicher, noch beängstigender als je zuvor: «Ich will, was noch niemals war: kein Ende. Und zurückbleiben wird ein Bett, an dessen einem Ende die Eisberge sich stossen und an dessen unterem Ende jemand Feuer legt.» Der Gerichtstag über ein liebendes Paar, das seiner Liebe weder Form noch Dauer geben konnte, das Bürgerlichkeit und das Absolute, das Freiheit und Sicherheit, das Ekstase und Geborgenheit suchte, begann früh. Er ist auch heute, kurz vor Ingeborg Bachmanns vierzigstem Todestag, noch nicht beendet, wie zwei neue Bücher von Andrea Stoll und Ingeborg Gleichauf beweisen.

### Auf dem Titel des Spiegels

Ingeborg Bachmann und Max Frisch, das ist eine paradigmatische Künstlerbeziehung, fast schon ein Mythos der Nachkriegsliteratur. Für viele Leser, wohl vor allem für Leserinnen, ist dies eines der grossen Lebens- und Liebesexperimente, einerseits einzigartig und entrückt durch tragische Wucht, andererseits durchaus exemplarisch im Scheitern an starren Geschlechterrollen. Hätte nicht alles ganz anders kommen können, wären In-



«Grösste Niederlage»: Bachmann, 1965, Frisch, 1977.



geborg Bachmann und Max Frisch einander nicht schon 1958, sondern erst 1968 oder 1978 begegnet?

Sie war die Frau, mit der ihre Zeit und vor allem die Männer ihrer Zeit noch nicht gerechnet hatten: mädchenhaft, scheu, «ein Reh», wie der Kritiker Joachim Kaiser gesagt hat, ein Reh jedoch, das mit leiser Stimme auf den Tagungen der Gruppe 47 seine Gedichte vortrug, und gleichzeitig erfolgsorientiert, von einem Ehrgeiz, einer Entschlossenheit und einer Radikalität des Anspruchs, wie sie bis dahin Männern vorbehalten schienen.

#### «Macho Max»

Max Frisch, der Architekt, nüchterner, auch bodenständiger als die junge Österreicherin, die intensiv mit der nationalsozialistischen Verstrickung ihrer Familie rang, war eigentlich, vor allem durch den Erfolg des Romans «Stiller», der erfolgreichere Autor von beiden. «Stiller» erschien 1954, aber nicht Frisch, sondern Ingeborg Bachmann gelang in jenem Jahr der Sprung auf das Titelblatt des *Spiegels*. Sie wird in den Pen-Club aufgenommen, bekleidet die neu ins Leben gerufene, später nach ihr benannte Frankfurter Poetikdozentur und wird für «Das dreissigste Jahr», ihren ersten Erzählband, mit dem Deutschen Kritikerpreis ausgezeichnet. Für ihr Hörspiel, das Max Frisch erst auf sie aufmerksam gemacht hatte, erhält sie den wichtigen «Hörspielpreis der Kriegsblinden». Der Titel ihrer Dankesrede, die sie am 17. März 1959 im Bonner Bundeshaus hielt, wurde für Generationen zum geflügelten Wort: «Die Wahrheit ist dem Menschen zumutbar».

Ingeborg Bachmann ist produktiv, sie reist viel, knüpft unentwegt neue Kontakte und

pflügt alte Freundschaften – auch zu Paul Celan und Hans Werner Henze, jenen Männern, die ihre grossen Lieben waren, bevor sie Max Frisch kennenlernte. «Macho Max», wie er in Andrea Stoll's neuer, sehr lesenswerter Bachmann-Biografie genannt wird, muss erkennen, dass Ingeborg Bachmanns Anspruch auf Freiheit und Selbstbestimmung auch vor dem Feld der Erotik nicht haltmachte. Seine Eifersuchtsattacken, legendär und gefürchtet, müssen geradezu brutal gewesen sein. Ausserdem fühlt er sich ausgeschlossen, ihm scheint, die Lebensgefährtin wolle ihn von den deutschen Schriftstellerkreisen fernhalten: «Sie möchte nicht, dass ich je zu einer Tagung der Gruppe 47 erscheine; das bleibe ihre Domäne. Sie hat mehrere Domänen. Dann und wann verdriess mich diese Geheimnistuerei. Was fürchtet sie?», heisst es 1975 rückblickend in «Montauk».

Dass er all dies schon damals erkannt hatte, half wenig: «Ich bin ein Narr und weiss es. Ihre Freiheit gehört zu ihrem Glanz. Die Eifersucht ist der Preis von meiner Seite; ich bezahle ihn voll.» Andrea Stoll findet eine prägnante Formulierung für dieses Dilemma: «Eine selbstständige Frau hatte er gewollt, auf das Ausmass ihrer Freiheitsentwürfe aber war er nicht vorbereitet gewesen.»

Schon kurze Zeit nach ihrem Tod wurde Ingeborg Bachmann zur Ikone des Feminismus. Dazu war sie bestens geeignet: Sie starb vor der Zeit, wie Büchner und Kleist. Vor allem aber waren einige der Probleme, mit denen sie gekämpft hatte, vielen ihrer Leserinnen vertraut. Was im Alltagsleben zurechtgeschliffen wird, bis es klein und banal wirkt, das ist bei ihr gross und wichtig geblieben, legitimiert durch das dichterische Werk und nobilitiert durch

ein tragisches Ende: der Anspruch auf weibliche Selbstverwirklichung nicht gegen eine, sondern in einer gelingenden Liebesbeziehung.

#### Schwülstig und schwärmerisch

Vor dreizehn Jahren, aus Anlass ihres siebzigsten Geburtstags, veröffentlichte der Piper-Verlag einen Gedenkband mit einigen frühen Briefen, die Ingeborg Bachmann in den Jahren 1945 und 1946 geschrieben, aber weder unterzeichnet noch je abgeschickt hatte. Gerichtet waren sie, wie Isolde Moser, Ingeborgs Schwester, im Vorwort berichtet, an ein imaginäres Du, das als Geliebter, ferner Freund und schliesslich als «Felician» angesprochen wird: glühende Liebesbriefe einer Neunzehnjährigen, die ihre Sehnsucht ausdrückt, ohne deren Adressaten zu kennen. Diese Briefe sind schwülstig und schwärmerisch, demütig und fordernd, katholisch und blasphemisch, schwermütig und euphorisch. Am 26. Mai 1945 schreibt die Neunzehnjährige: «Du lieber Mann, ich weiss keinen Namen für Dich. Du bist meine Welt.» Bis heute ist ungeklärt, ob es nicht doch einen realen Adressaten für diese Briefe gegeben hat. Für die Welt, in der sie hätte glücklich leben können, hat Ingeborg Bachmann bis zu ihrem Tod den Namen nicht finden können.

Andrea Stoll: Ingeborg Bachmann – Der dunkle Glanz der Freiheit. Biografie. Bertelsmann. 381 S., Fr. 36.90

Ingeborg Gleichauf: Ingeborg Bachmann und Max Frisch. Eine Liebe zwischen Intimität und Öffentlichkeit. Piper. 218 S., Fr. 31.90.

Hubert Spiegel ist Redaktor im Feuilleton der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*.

## Top 10

### Knorrs Liste

1	Gravity	★★★★★
	Regie: Alfonso Cuarón	
2	Prisoners	★★★★☆
	Regie: Denis Villeneuve	
3	Vaters Garten	★★★★☆
	Regie: Peter Liechti	
4	Ernest et Célestine	★★★★☆
	Regie: Stéphane Aubier	
5	What Maisie Knew	★★★☆☆
	Regie: Scott McGehee / David Siegel	
6	Metallica – Through the Never	★★★☆☆
	Regie: Nimród Antal	
7	2 Guns	★★★☆☆
	Regie: Baltasar Kormákur	
8	Red 2	★★★☆☆
	Regie: Dean Parisot	
9	Lovely Louise	★★★☆☆
	Regie: Bettina Oberli	
10	Jobs	★★★☆☆
	Regie: Joshua Michel Stern	

### Kinozuschauer

1 (-)	Turbo (3-D)	18 820
	Regie: David Soren	
2 (-)	Prisoners	17 371
	Regie: Denis Villeneuve	
3 (-)	Gravity	15 682
	Regie: Alfonso Cuarón	
4 (1)	2 Guns	12 387
	Regie: Baltasar Kormákur	
5 (2)	We're the Millers	11 024
	Regie: Rawson Marshall Thurber	
6 (5)	S'chline Gspängst	7902
	Regie: Alain Gsponer	
7 (3)	The Internship	6393
	Regie: Shawn Levy	
8 (4)	Red 2	5087
	Regie: Dean Parisot	
9 (8)	Lovely Louise	2802
	Regie: Bettina Oberli	
10 (9)	Gloria	2505
	Regie: Sebastián Lelio	

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband;  
Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

### DVD-Verkäufe

1 (-)	Fast & Furious 6 (Universal)
2 (-)	Iron Man 3 (Impuls)
3 (1)	Star Trek – Into Darkness (Rainbow)
4 (-)	Broken City (Ascot Elite)
5 (2)	Der grosse Gatsby (Warner)
6 (3)	Safe Haven (Ascot Elite)
7 (-)	Rubinrot (Ascot Elite)
8 (-)	Empire State (Impuls)
9 (4)	Hänsel und Gretel (Rainbow)
10 (10)	Das Dschungelbuch (Disney)

Quelle: Media Control



Bis die Fetzen fliegen: Thorson (Matt Damon, l.), Liberace (Michael Douglas).

### Kino

## Goldfinger und Schmuseboy

Hollywood war das Projekt «zu schwul». Der Qualitätssender HBO realisierte «Liberace» mit einem überragenden Michael Douglas.  
Von Wolfram Knorr

Da betritt ein Dorian Gray und Sonnenkönig in Personalunion das Podium, lächelt huldvoll ins Auditorium, nähert sich mit wiegendem Gang auf Schnallen-Pumps und in verkräuselterm und verzierlichem Glitter-Kaskaden-Outfit seinem nicht weniger üppig ausgestaffierten Piano und kredenzt erst mal sein Image, bevor er lässig seine Finger mit den Glitzer-Klunkern kuschelig über die Tasten gleiten lässt. Das Publikum – mehrheitlich Damen, fortgeschrittene Semester, mit Bienenkorb- und Zuckerwatte-Frisuren – ist verzückt. Der Mann am Klavier ist ein wandelndes Feuerwerk, bestehend aus Rüschen, Spitzen, Tressen, Brokat, Zobel, Hermelin; selbst sein Gesicht – das Haar ist zu einer Schmalztolle gekämmt – ist ein Ornament aus Eyelinern und pudrigem Make-up. Der Narziss mit den Goldfingern heisst Wladzio Valentino Liberace (1919–1987), und füllte als

«Mr. Showmanship» die Säle nicht nur mit seinen perligen Pianostücken, sondern auch mit seinem unvergleichlichen Schriill-Flair.

Er galt als Wunderkind, spielte klassische Musikstücke auswendig, liess sich aber später, statt im Musikbetrieb zu reüssieren, lieber im Showbiz zur Kultfigur aufbrezeln – vor allem in Las Vegas. Seine Homosexualität stritt er gnadenlos ab, bis zum Tod; obwohl er an Aids starb, hatte er seine Anwälte dazu verpflichtet, der Öffentlichkeit einen Herzinfarkt vorzugaukeln. Der harte Kern seiner Fans, Rentner, Hausfrauen und Witwen, übersah geflissentlich, dass sein Pop-Idol sich süsse, knackige Kerle mit ondulierten Haaren hielt. Vor allem die «Ehe» mit dem vierzig Jahre jüngeren Hundetrainer Scott Thorson, auf der Höhe seines Ruhms in den siebziger Jahren, machte Schlagzeilen, aber für ein Coming-out war die Zeit einfach noch nicht reif.

Steven Soderbergh («Side Effects») verfilmte die Affäre – als Vorlage dienten ihm die Memoiren von Thorson, «Behind the Candelabra» – mit Michael Douglas als Liberace und Matt Damon als Schnuckel-Lover Thorson. Schon seit Jahren hatte Soderbergh die Affäre im Fokus. Erst verhinderte Douglas' Krebs die Realisierung, dann weigerten sich die Hollywood-Studios. Das Projekt war ihnen «zu schwul». So kam es zur Zusammenarbeit mit HBO, dem Qualitätssender erstklassischer TV-Filme und -Serien («The Wire»).

### Fest der Mimen

Soderbergh beschränkt sich in seinem Biopic auf die Liaison in einer goldenen Voliere, in der erst gezwitschert, dann gekreischt wird. Auch wenn der Regisseur die Oberfläche zu stark in den Vordergrund rückt, ist «Liberace» ein Fest der Mimen. Douglas liefert als Liberace die wohl beste Darstellung seines Lebens – er changiert mit gackerflackernder Gockelhaftigkeit zwischen beschwingtem Narziss und geilem Faun und tanzt – und das mit sichtbarem Vergnügen – auf der Grenze zwischen «privat» und «gespielt». Matt Damon, ein Nussknacker-Recke aus der Provinz, möchte mit Schmoll und Schmu mehr sein und lässt sich, eine schmerzhaft Szene, deshalb das Gesicht nach den Vorstellungen von Liberace umoperieren – bis er nicht mehr weiss, wer er eigentlich ist.

Nie werden die Figuren denunziert; das Las-Vegas-Versailles, in dem die beiden ihre Menuette tanzen, bis die Fetzen fliegen, ist kein Käfig voller Narren. Hinter dem monströsen Pomp, dem wundersüchtigen Glanz, in dem sich Liberace aalt wie ein Koi-Karpfen im Wasser, dem Thorson verfällt, verbergen sich öde Seelen. Bei Soderbergh schimmert das zu dezent durch die Prunkbilder. Aber um der inneren Langeweile zu entgehen, muss eben im entgrenzten Hedonismus geschwelgt werden. Solche Idyllen sind nicht von Dauer. Bei Liberace und Thorson hielt sie sechs Jahre. ★★★★★☆

### Weitere Premiere

**Rush** — Rennfahrerfilme spielen am unverstelltesten mit der Film-DNA *motion* und *emotion*: brüllende Motoren, aufgeheizte Gefühle und heftige Duelle. In den sechziger und siebziger Jahren waren sie beliebt – John Frankenheimers «Grand Prix» (1966) etwa, «Indianapolis» (1969) mit Paul Newman oder «Le Mans» (1971) mit Steve McQueen. Jetzt griff sich Ron Howard («Apollo 13») einen solchen Stoff und erzählt die Rivalität zwischen Niki Lauda und James Hunt und die dramatischen Ereignisse der Formel-1-Saison 1976. Howard und Drehbuchautor Peter Morgan schildern mit Turbo-Power die Fehde: Hunt, britischer Lebemann und Motor-Enthusiast, und Lauda, der asketische, kühne Planer. Zwei Charakteren, die sich gegenseitig aufheizen. Während Lauda die Lässigkeit Hunts bewundert, hat der Brite Respekt vor der berechnenden Kälte des österreichischen Ferrari-Fahrers auf der Strecke. Der Weltmeister scheint unschlagbar – bis jener verheerende Unfall geschieht und Lauda fast verbrennt. Doch der Ferrari-Pilot war bald wieder dabei. Diese unglaubliche Geschichte wird mit emotionaler Hochspannung erzählt. Das Verblüffendste aber ist die Besetzung: Daniel Brühl als Lauda. In deutschen Filmen bisher nur als blasser Langweiler aufgefallen, zeigt er hier grosses Format, das ihn mit Sicherheit in eine internationale Umlaufbahn katapultieren wird. ★★★★★



Verblüffend: Daniel Brühl als Niki Lauda.

### Fragen Sie Knorr

In der Komödie «We're the Millers» spielt Jennifer Aniston eine Scheingattin und kiekst ständig nur affig herum. In der TV-Sitcom «Friends» dagegen fand ich sie toll. Gibt es Schauspielerinnen und Schauspieler, die auf dem Bildschirm besser rüberkommen als auf der Leinwand? B. A., Sissach



Die gibt es, aber das liegt mit Sicherheit nicht an den unterschiedlichen Formaten. TV-Sitcoms, die auf schnelle Pointen getrimmt sind, verlangen von den Schauspielern eine andere

Präsenz als Kinofilme. Aniston ist von «Friends» derart geprägt, dass man ihr vom Typus her nur ähnlich gelagerte Filmrollen anbot. Bald hatte sie das leicht überdrehte Image als Romantic-Comedy-Darstellerin; andere Rollen zu bekommen, ist schwierig. 2005 erhielt sie die Chance im Thriller «Derailed» – als Femme fatale. Die US-Presse lobte sie, aber an der Kasse floppte der Film. Aniston kehrte zu ihrem bewährten Rollen-Typus zurück; der ist halt Geschmackssache.

#### Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch  
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

### Jazz

## Die Kunst des Erzählens

Von Peter Rüedi

Nicht dass das wertend gemeint wäre: Ungeachtet der Tatsache, dass grundsätzlich alle Musik in der Zeit verläuft, gibt's den Versuch, diese anzuhalten. Damit meine ich noch nicht einmal Erik Saties «musique blanche et immobile» samt ihren enormen Folgen für alle nachfolgenden Minimalismen.

Hinter jedem Versuch, musikalische «Bilder einer Ausstellung» zu hängen, steckt ein statisches Element, noch ganz banal in der Stückfolge zahlloser Jazz-CDs, die eine geschlossene Stimmung nach der andern präsentieren. (Noch in Coltranes Hochenergiekunst kann man ein statisches Moment hören – wenn auch eher im Sinn von Kleists oder Kafkas «stehendem Sturm».) Nicht dass der Trompeter Ralph Alessi (50) auf seiner jüngsten CD, der ersten bei ECM, sich um die Dramaturgie in der Abfolge der Stücke foutieren würde. Aber das Auffallendste sind doch Gefälle und Vielfalt innerhalb der elf Eigenkompositionen, die sich zuweilen ausnehmen wie eigentliche spontan entwickelte Mini-Suiten, in denen – nicht nur, aber vor allem im Spiel Alessis – eine ungewöhnliche Ökonomie mit höchst elegantem Fluss der Ideen, subtile Reflexion mit grossem Nachdruck, ein verspielter, scharf konturierter Witz mit fast pathetischer Affirmation kontrastiert. In dieser Musik, die auch eine Kunst des Erzählens ist, hat alles einen Anfang und ein (manchmal abruptes) Ende.

Doch der Gang der Ereignisse ist unvorhersehbar, er ergibt sich aus dem schnellen Denken (und Vorausdenken) einer fabelhaft integrierten Formation. Die da ist: der omnipräsente, im richtigen Moment aber auch mal dramatisch aussetzende Pianist Jason Moran; der biegsame und abgründige Bassist Drew Gress; der provokativ *in and out of time* überraschende Drummer Nasheet Waits, Puncher und Poet in einem – insgesamt die denkbar flexibelste Rhythmik und zusammen mit Alessi ein Kollektiv, das mit der Sicherheit einer lang eingespielten und der Spiel- und Entdeckerfreude einer scheinbar ad hoc zusammengestellten Truppe agiert. Ende der Superlative. Aber weniger als fff wäre im Fall der subtilen Mr. Alessi & Co. kokettes Understatement.



Ralph Alessi (Jason Moran, Drew Gress, Nasheet Waits): Baida. ECM 2321 372 5304 (3)

# Ritter der hohen Minne

Ein Abend zu Ehren von Arthur Cohn am Zurich Film Festival; «Art Inside» im «Baur au Lac». Von Hildegard Schwaninger



«Bester Freund»: Friede Springer, Arthur Cohn, Paola Felix.

Die Frauen, alle, sahen aus, als hätten sie sich fürs Casting in Hollywood zurechtgemacht. Ob 30 oder 75 Jahre alt, alle hatten sich so schön gemacht wie möglich. Aus Liebe zu Arthur Cohn, der im Rahmen des Zurich Film Festival geehrt wurde. Arthur Cohn und die Frauen, ein interessantes Thema: Der sechsfache Oscar-Preisträger scheint die Frauen zu verstehen wie wenige Männer. Deshalb lieben sie ihn, fühlen sich von ihm verstanden, nennen ihn ihren «besten Freund». Andere Männer müssen vor Neid erblassen und fragen sich: «Wie macht er das?» Arthur Cohn ist einer der letzten Ritter, welche der hohen Minne frönen – der Verehrung der unerreichbaren, unantastbaren Frauen. Doch statt wie im Minnedienst im Mittelalter unter dem Fenster der Angebeteten ein Ständchen zu singen, schickt Arthur Cohn Blumen durch Fleurop.

«An Evening with Arthur Cohn»: Die Schönen, manche in Begleitung ihrer Ehemänner, stöckelten an, um dem Filmproduzenten die Ehre zu erweisen. Neun Blumensträuße lagen für die Freundinnen bereit. Es war spannend, zu sehen, wer von Cohn einen überreicht bekam. Die Eltern von Bundesrätin Doris Leuthard, Maïke Kohl, die Ehefrau von Helmut Kohl, einem der beiden anwesenden deutschen Altkanzler. Gerhard Schröder war der einzige Mann, der Blumen bekam. Dann: die deutsche Verlegerin Friede Springer,

Gabriele Inaara Begum Aga Khan, Veronica Ferres, Paola Felix, Nadja Schildknecht, Susanne Walder, Ehefrau von Ringier-CEO Marc Walder. Die Schweizer Illustrierte war Gastgeberin, und für einen Zeitungsmann, der kritisch bleiben sollte, säuselte Walder in seiner sacharinsüssen Würdigung etwas gar sehr. Er wärmte viel Altbekanntes auf, nichts Neues oder Spannendes. Etwa, dass Liv Ullmann Cohn «ein Herz auf zwei Beinen» nannte, was inzwischen wirklich jeder weiss.



Blumen für die Freundinnen: Begum Aga Khan.

Klar konnte Arthur Cohn nicht jeder Frau einen Blumenstrauss schenken, sonst sässen wir heute noch im Kino «Arena» im Sihlcity. So gingen leer aus: Carolina Müller-Möhl, Ljuba Manz (die ihren Grossfürstinnenschmuck an-

gelegt hatte), Regula Curti, Raquel Lehmann, Ellen Ringier, Esme Sarasin, Isa Gräfin von Hardenberg, Elvira Netzer, Monika Kern und Ulli Forster, Marc Forsters Mutter. Sie lieben Cohn trotzdem, denn der nächste Blumenstrauss kommt bestimmt. Und ganz sicher der obligate Weihnachtskalender, den Cohn zu Jahresende an seine Freunde verschickt.

Arthur Cohn zeigte Stehvermögen, als ihn die für die Moderation angeheuerte Annina Frey in seiner Rede unterbrechen wollte (zugegeben, diese geriet etwas lang, aber der Gefeierte hat auch etwas zu sagen). Er brummte, seine Rede sei noch nicht zu Ende, erzählte weiter, dann schaute man seinen Film «Central Station» an.

Eine Win-win-Situation für alle Beteiligten: Gigi Kracht, Frau des Besitzers des Hotels «Baur au Lac», hat vor einigen Jahren ihre Liebe zur Kunst entdeckt und begonnen, Ausstellungen im Park des Hotels zu machen («Art in the Park»). Die Gäste kamen gern, denn das «Baur au Lac» ist eine feine Adresse, der Champagner (Philipponnat) schmeckt gut, und Andrea Kracht, der Hotelbesitzer und Ehemann der Kunstfreundin, konnte erfreut feststellen, dass mittlerweile zwischen Miami und Hongkong dank «Art in the Park» jeder in der Kunstszene sein Hotel kennt. Jetzt macht Gigi Kracht erstmals «Art Inside», eine Kunstausstellung im Petit Palais des Hotels. Sie zeigt



Kunst im Hotel: Andrea (l.) und Gigi Kracht.

Werke von elf Künstlerinnen aus fünf Ländern. Neun Künstlerinnen waren an der Vernissage persönlich anwesend, und einige durften erleben, wie ihre Bilder von Zürcher Kunstsammlern gekauft wurden. Der Mediziner Vicky Hofmann erstand ein Bild der türkischen Malerin Pemra Aksoy. Inwieweit ihn die Schönheit und der Charme der Künstlerin zum Kauf bewegten, lässt sich nicht ermitteln. Gigi Kracht will an dieser Ausstellung nichts verdienen. Der Gewinn geht vollumfänglich an das Kinderspital, mit dem das «Baur au Lac» seit Jahren durch den Kispi-Ball verbunden ist.

## Im Internet

[www.schwanagerpost.com](http://www.schwanagerpost.com)

# Die Suche nach dem neuen Mann

Weiblich, 40, plötzlich Single? Die Partnervermittlerin Maria Klein erlebte den Super-GAU am eigenen Leib. Und kam zu neuen Erkenntnissen.



«Vernünftige Kriterien»: Autorin Klein.

**Altersunabhängig:** Droht der Super-GAU tatsächlich und macht sich der Mann einer mittelalterlichen Frau vom Acker, gibt es vor allem Probleme zu bewältigen, die mit den Frauen selbst zu tun haben. Als reifere Frau glaubt man am Anfang automatisch, dass man wegen seines Alters verlassen worden ist. Geht man aber gedanklich in die Tiefe, stellt man fest, dass die Trennung aus den immer gleichen Gründen geschah und dass diese eben altersunabhängig sind: Es passt einfach nicht mehr.

**Vorsicht vor Single-Frauen:** Was man sicher sagen kann, und ich sah es auch bei mir: Der Neuanfang wird mit zunehmendem Alter schwieriger, auch weil man es sich schön eingerichtet hat in der alten Partnerschaft mit allem, was dazugehört. Plötzlich wieder allein unter Menschen zu gehen, neue Freunde zu suchen und auch eben einen neuen Partner, sind grosse Umstellungen. Auf die Beine kann man im Grunde nur alleine wieder kommen. Der Umgang mit anderen Single-Frauen ist übrigens mit Vorsicht zu geniessen, denn viele mutierten im Verlauf der Jahre zu Männerhasserinnen und schlagen gerne mit Vorurteilen um sich.

**Beuteschema ändern:** Ein Klischee besagt, dass Frauen ab Mitte vierzig von der Männer-

welt nicht mehr wahrgenommen werden. Wer sagt das? Die Frauen selbst. In der Folge kann man also von einer sich selbst erfüllenden Prophezeiung sprechen, wenn sie, den Blick zu Boden gesenkt, in die Welt hinaustreten und sich schlechtgelaunt in einem Restaurant hinter der Zeitung verschanzen. Logisch, werden sie nicht positiv wahrgenommen, und noch logischer: Kein Mann will etwas mit ihnen zu tun haben. Ein anderer Ablöser: Die mittelalterliche Frau will krampfhaft jung aussehen, das heisst: zu viel Make-up, zu viel Diät, zu knapp sitzende Jeans. Die weibliche Partnersuche wird zudem durch den Umstand erschwert, dass etwas reifere Frauen im Verlauf von vielen Beziehungsjahren anspruchsvoller geworden sind. Und obwohl die meisten finanziell unabhängig sind, suchen sie dennoch einen statushohen Partner, der sie zumindest theoretisch versorgen könnte und nebenbei noch alle Männerprobleme der vergangenen Jahrzehnte ausradieren sollte.

**Liebenswert und herzlich:** Findet man keinen solchen Mann, heisst es: Die wollen nur viel Jüngere. Als Partnervermittlerin beobachte ich allerdings anderes. Die über vierzigjährigen Männer sind weniger dumm, als sie oft dargestellt werden, und die wenigsten wollen tatsächlich eine Zwanzigjährige an ihrer Seite, um das Ego aufzupolieren oder die Sinnkrise zu mildern. Tatsächlich melden die meisten ziemlich vernünftige Kriterien an: Sie suchen eine Frau, die über Verstand, aber auch über ein Herz verfügt. Sie mögen erfahrene Frauen, die nicht wahnsinnig kompliziert sind. Liebenswertigkeit ist vielen Männern wichtiger als das perfekte Äussere, und bevor die Frauen solche Eigenschaften jetzt als chauvinistische Ansprüche abtun, sollten sie selbst auch überlegen, ob ein herzlicher und liebenswürdiger Mann vielleicht nicht längerfristig zu ihrem Glück beiträgt als irgendein Superhirsch, der, ebenso wie die junge Geliebte, oft schnell an Attraktivität verliert.

Maria Klein: Weiblich, 40, plötzlich Single. Meine Suche nach dem neuen Mann. Knaur. 319 S., Fr. 15.90  
Protokoll: Franziska K. Müller

# Die Zulassung

Von Andreas Thiel — Wie kam das Böse in die Welt? Wer hat es zugelassen?

**Leser:** Herr Thiel, kann es sein, dass Sie etwas gegen amtliche Stellen haben?

**Thiel:** Unsere Ämter leisten unserem Parlament Beihilfe zum Missbrauch unserer Steuergelder.

**Leser:** Wenn man Sie reden hört, hat man das Gefühl, alle Politiker und alle Beamten seien böse. Sie haben Glück, dass man als Satiriker keine amtliche Zulassung braucht.

**Thiel:** Warum?

**Leser:** Kein Amt würde Ihnen diese erteilen.

**Thiel:** Das ehrt mich.

**Leser:** Ich glaube, Sie sind bloss allergisch auf den Staat.

**Thiel:** Das könnte sein. Ich wurde mal gestochen.

**Leser:** Wovon?

**Thiel:** Zum Glück von einer Heilpflanze.

**Leser:** Das klingt beunruhigend.

**Thiel:** Beunruhigend ist es, wenn eine Tür plötzlich verschlossen ist, die eben noch offen war.

**Leser:** Das klingt unheimlich.

**Thiel:** Nein. Unheimlich ist es, wenn eine Tür plötzlich offen ist, die eben noch verschlossen war.

**Leser:** Das klingt böse.

**Thiel:** Das Böse weht durch die Amtsstuben und verleitet unsere Staatsangestellten zur Steuergeldverschwendung.

**Leser:** Das Böse ist eine Erfindung des Menschen.

**Thiel:** Der Mensch soll das Böse erfunden haben? Dass ich nicht lache. Der Mensch ist schlicht zu dumm, um so etwas Raffiniertes wie das Böse zu erschaffen.

**Leser:** Sie denken, das Böse hat den Menschen erschaffen?

**Thiel:** Nein, Gott hat den Menschen erschaffen. Aber das Böse verführt ihn.

**Leser:** Und warum lässt Gott das Böse zu?

**Thiel:** Gott lässt das Böse nicht zu, wir lassen es zu. Im Himmel gibt es das Böse ja nicht, sondern nur hier bei uns auf der Erde.

**Leser:** Und wie können wir dem Bösen entfliehen?

**Thiel:** Indem wir in den Himmel kommen.

**Leser:** Und wie kommen wir in den Himmel?

**Thiel:** Indem wir das Böse nicht zulassen.

**Leser:** Das Böse braucht eine Zulassung?

**Thiel:** Ja, und vermutlich wird es von irgendeiner amtlichen Stelle zugelassen.



## Leuchtfeuer

Von Peter Rüedi



Die Typologie des Weintrinkers ist grenzenlos wie die Materie, der seine Leidenschaft gilt. Es gibt sone und solche, wie der Berliner sagt, und alle Nuancen dazwischen. Jene (um nur mal bei diesem Aspekt zu bleiben), die viel Verschiedenes in kleinen Mengen kaufen, und die, die unter drei Kisten keine Bestellung aufgeben. Neugierig sind sie beide: der eine auf die Vielfalt, der andere darauf, wie sich ein Wein im Laufe der *cohabitation* mit ihm verändert (und möglicherweise auch sein eigener Geschmack).

Was mich betrifft, bin ich leider eine fatale Kombination von beidem, mit Tendenz zu grossen Quantitäten. Die leide Panik, ein Wein könnte genau dann alle sein, wenn er anfängt, mir zu schmecken, lässt mich in der Regel mit dem Zwölferkarton als kleinster Einheit operieren. Natürlich nicht ohne Ausnahme. Zum Beispiel, wenn schon der Preis einer Einzelflasche dem hohnlacht, was die Restlebensgefährtin in Verkennung meines ökonomischen Larifaris «Budget» nennt. Oder wenn mir auf einem Feld die Kenntnis abgeht.

«Mittelrhein» ist so eins – da weiss ich schon nicht, wie sich das vom Rheingau oder von Rheinhessen unterscheidet: Loreley und Tandradei und romantisches «Nur am Rheine will ich leben» et cetera, kombiniert mit den alten Vorurteilen von restsüssen deutschen Säften von anno dunnemals. *It's all over now*, ich weiss. Aber ich brauch dafür halt immer mal wieder den evidenten Beweis. Da kommt die Mustersendung eines Unternehmens, das zutreffend Riesling & Co heisst, gerade recht: drei Weine von der grossen Lage Bopparder Hamm im grossen S, das der Rhein vor Koblenz beschreibt. Hier die Fanfare für eine erste, spartanisch streng an der Säurekandare gehaltene, auch im schwierigen Jahr 2012 atemberaubend komplexe, intensive, ja strahlende Riesling-Spätlese von Florian Weingart in Spay, das Muster eines nervig vibrierenden schieferigen Rieslings, bei dem wir uns nach jedem Schluck die Lippen lecken. Nicht weniger als grossartig. Ein Fall zur sofortigen Nachbestellung im Kistenformat. Weil ich wissen will, wie der in fünf oder zehn Jahren schmeckt...

Florian Weingart: Riesling Spätlese trocken Bopparder Hamm Feuerlay (Mittelrhein) 2012. 12,5%. Riesling & Co (Gregor Schönau). Fr. 22.–. [www.rieslingco.ch](http://www.rieslingco.ch)

## Edel beschwipst

Von Jürg Zbinden

2



1 — Die Ohrhänger aus 750er-Weissgold tragen zwei goldfarbene Südsee-Kulturperlen, die darübersitzende Traube besteht aus 78 gelben Saphiren im Briolettschliff. Zuerst glitzern 54 Brillanten. Die Ohrhänger kosten Fr. 13 830.–. Ein Ring und ein Collier im selben Design sind erhältlich bei Türler Uhren und Juwelen am Paradeplatz in Zürich oder Zürich Airport, Airside Level 1 und 2. Glückliche Damen, welche die Qual der Wahl haben. Diese Ohrhänger sind ebenfalls aus 750er-Weissgold und tragen zwei weisse Kulturperlen aus der Südsee, doch setzt sich deren Traube aus 86 rosa Saphiren im Briolettschliff zusammen. Ansonsten alles wie gehabt, will heissen: 54 Brillanten, ergänzbar um einen Ring und ein Collier im selben Design, und sogar der Preis ist exakt derselbe. Natürlich stammen auch die rosa Ohrhänger von Türler Uhren und Juwelen am Paradeplatz in Zürich oder Zürich Airport, Airside Level 1 und 2.

2 — Sie nimmt Platz an der Bar eines Fünfsternehotels in Paris, London oder New York, gespielt wird ein Jazzsong von Billie Holiday, Dinah Washington oder Sarah Vaughan, vielleicht auch von Nina Simone. Der Chef de Bar begrüsst die Lady und fragt sie, welchen

1



3



Drink sie wüschte. Sie deutet lächelnd auf ihren Ringfinger, an dem ein Cocktailring von Piaget funkelt: Ihr «Blue Hawaiian Inspiration» ist aus 18-karätigem Weissgold, besetzt mit 121 Brillanten (um 0,81 Karat). Der azurblaue Topas im Kissenschliff bringt 37,50 Karat auf die Waage. Die geschnitzte Orchidenblüte aus weissem Chalzedon trägt einen runden gelben Saphir. Preis auf Anfrage. Cheers! Von Boutique Piaget, Bahnhofstr. 38 in Zürich.

3 — Und Schnitt! Take zwei. – Sie nimmt Platz an einer Bar in Montevideo, Rio de Janeiro oder Acapulco, die Männer drehen sich nach ihr um. Der Pianist im Hintergrund spielt ein Stück von Erroll Garner. Der Chef de Bar begrüsst sie und fragt nach dem gewünschten Drink. Sie deutet lächelnd auf ihren Ringfinger: Ihr «Mojito Inspiration» aus 18-karätigem Weissgold ist besetzt mit 220 Brillanten (um 1,29 Karat). Der grüne Turmalin (um 22,51 Karat) im Kissenschliff ist dekoriert mit einem geschnitzten Citrin und 16 rund geschliffenen Tsavoriten sowie 125 Smaragden (um 1,72 Karat) im Konkavschliff. ¡Salud! Noch Fragen? Preis wiederum auf Anfrage. Von Boutique Piaget, Bahnhofstr. 38 in Zürich.



Auto

## Farbe: Feuersand

**Schnell, laut, auffällig: Der Jaguar F-Type mit Achtzylinder-Motor ist ein Sportwagen, wie er sein muss. Von David Schnapp**

Der Jaguar F-Type gehört zu den aufregendsten Neuerscheinungen auf dem Automarkt in dieser Saison. Das stand hier vor einiger Zeit (*Weltwoche* Nr. 26/13). Ich fuhr, um diese Behauptung aufstellen zu können, den F-Type mit dem stärkeren der beiden V6-Motoren. Die ganz scharfe Ausgabe mit dem V8-Motor hatte ich mir noch etwas aufgespart. Man hat ja gerne Dinge, auf die man sich freuen kann. Und da stand er dann: lackiert in knalligem «Feuersand» metallic und mit schwarzglänzenden 20-Zoll-Felgen – eine Kombination, die man als «präsent» bezeichnen kann. Der Zweisitzer mit Stoffdach ist ein wirklich schönes Auto mit klassischen Proportionen und charakteristischer Linienführung.

Wir wollen ehrlich sein: Dies ist ein richtiger Sportwagen. Das Fahrwerk ist straff, die Lenkung reagiert bisweilen auf Unebenheiten übernervös, und der Jaguar ist sehr, sehr laut. Die Akustiker haben ganze Arbeit geleistet und entlocken der 5-Liter-Maschine über die aktive Sportauspuffanlage mit steuerbaren Klappen ganze Partituren der Beschleunigung. Auf ein giftiges Röhren beim Hochdrehen

folgen, sobald man vom Gas geht, laute Fehlzündungsknaller, die besonders schön zwischen Häuserzeilen oder in Tunnels nachhallen. So gesehen hat der F-Type, besonders mit dem Achtzylindermotor, bei allem etwas überraschend Italienisches. Wer in diesem Auto sitzt, besonders wenn es feuerorange lackiert ist, will gesehen werden. Und wird gesehen. Nur nach wenigen Autos, in denen ich schon sass, haben sich mehr Leute umgedreht. Irgendwie italienisch ist dann allerdings auch der Kofferraum, der so klein und flach ist, dass man beim erstmaligen Öffnen des Deckels entweder lachen oder weinen muss.

### Gondeln verboten

Der F-Type ist, wie gesagt, ein Sportwagen, er will gefahren werden, nur gut auszusehen, reicht ihm nicht. Durch seine Eigenwilligkeit, den direkten Kontakt zur Strasse, den das Auto vermittelt, und seine vordergründige Akustik zwingt er den Fahrer buchstäblich dazu, das Steuer in die Hand zu nehmen. Gemütlich mit offenem Dach durch einen schönen Herbsttag zu gondeln, während man den linken Arm womöglich noch rausbaumeln lässt – das ist in diesem Jaguar eigentlich verboten. Aber wenn man flott losfährt und ihn zügig durch die Kurven zieht, dann belohnt er einen mit grösstmöglichem Fahrvergnügen, das nicht aus kühler Perfektion, sondern aus einer durchaus erwünschten Launenhaftigkeit gemacht wird.

### Jaguar F-Type V8 S

Leistung: 495 PS, Hubraum: 5000 ccm  
Höchstgeschwindigkeit: 300 km/h  
Preis: Fr. 132 500.–; Testwagen: Fr. 162 910.–

Zu Tisch

## Die Grandits des Jahres

Von David Schnapp



Es war ohne Zweifel ein grosses Jahr für Tanja Grandits, mit zwei Michelin-Sternen und jetzt 18 Gault-Millau-Punkten die beste Köchin der Schweiz. In diesem Jahr ist sie noch etwas besser geworden, hat mit ihrer «Aromaküche» geschafft, was nur den wenigsten Köchen gelingt: dass man einen ihrer Teller sofort als solchen erkennt. Es gibt in der Schweiz nur eine Handvoll Chefs, die das erreicht haben. Dazu arbeitet mit Julien Duvernay auch noch der zurzeit beste Pâtissier des Landes im «Stucki» in Basel, und die fröhliche Gewürzkennerin hat ausserdem noch einen eigenen kleinen Laden aufgemacht und ein tolles Kochbuch veröffentlicht («Gewürze», AT-Verlag). Tanja Grandits ist die logische Wahl, die man in der Redaktion des Gourmetführers «Gault Millau» getroffen hat, als man wieder einen «Koch des Jahres» brauchte. Dass sie die erste Frau ist, die diesen Titel trägt, ist schön, tut aber letztlich nichts zur Sache.

Auch wenn Tanja Grandits gerade Lastwagenladungen von Lorbeerkränzen aufgesetzt bekommt, ihr Kochstil gefällt – zum Glück – nicht allen. Sie gehört mit Kollegen wie Heiko Nieder, Andreas Caminada oder dem aufstrebenden Nenad Mlinarevic zur kulinarischen Avantgarde im Land, über die Freunde der klassischen Kochkunst nicht nur Lob ausschütten. Bei der Präsentation des «Kochs des Jahres» am Montag in Basel staunte mancher Feinschmecker nicht schlecht über die monochromen Gerichte aus dem aktuellen Menü, die ihm da von Grandits vorgesetzt wurden. In einem Schälchen zeigte sich etwa ein gelbes Durcheinander, das sich als spannende Mischung aus Eierschwämmli, Gerste, Haselnuss, Petersilienwurzel und Kardamom präsentierte: starke, erdige Aromen mit einer feinen exotischen Note. Der Hauptgang, vorwiegend in Grün gehalten, verband zwei Stücke *sous vide* gegartes Kalbfleisch mit Sansho, dem zitrusartigen japanischen Bergpfeffer, sowie Lauch, Limetten und Basilikum. Ein frisches, überraschendes Gericht aus der wunderbaren Welt der Tanja Grandits.

**Restaurant Stucki – Tanja Grandits:** Bruderholzallee 42, 4059 Basel. Tel. 061 361 82 22. 18 GM-Punkte, 2 Sterne. Ausführlicher Bericht mit Fotos auf [www.dasfilet.ch](http://www.dasfilet.ch).  
**Gault Millau Schweiz 2014.** Ringier. 580 S., Fr. 52.–



«Das ist alles Lebenserfahrung»: Schauspielerinnen Ferres.

MvH trifft

## Veronica Ferres

Von Mark van Huisseling — Zur Abwechslung ein Gespräch mit einer Frau. Einem Star zudem.

Sie machen sich ein paar Freunde – und viele Feinde, als Jurypräsidentin, die entscheidet, welcher [deutschsprachige] Spielfilm den Preis des Zurich Film Festival bekommt.» – «Das macht man sich, denke ich, mit allem, mit dem man in die Öffentlichkeit geht. Picasso hat gesagt: «Wenn du deinen Hut in die Arena wirfst, darfst du dich nicht wundern, wenn sie dich auch wahrnehmen.» Das ist so ein Leitsatz für mich. Ich denke, man muss das tun, was man für richtig hält, das ist die Herausforderung des Lebens. Natürlich werden Regisseure, Produzenten enttäuscht sein, und andere werden sehr glücklich sein, aber das ist nun mal das Prinzip von Auszeichnungen.» – «Eigentlich ist es schon eine Auszeichnung, wenn man in der engsten Wahl ist, oder?» – «Ich hatte mal eine Hauptrolle in einem Oscar-nominierten Film, und alle sagten: «Ah, das ist schon das grösste Geschenk überhaupt ...» Trotzdem, man sitzt dann da und hofft und

zittert und schwitzt und denkt: «Die Chance kriegst du nie mehr im Leben» – und wir haben ihn nicht bekommen. Die Enttäuschung ist sehr, sehr gross, und man ist in dem Augenblick auch sehr schnell undankbar.»

Bei dem Film handelte es sich um «Shtonk», sie spielte die Muse des Fälschers der Hitler-Tagebücher. Vier Jahre später, 1996, wurde sie mit «Das Superweib» einem grösseren Publikum bekannt, steht bei Wikipedia («Superweib»-Regisseur Sönke Wortmann: «Es ringt mir durchaus Respekt ab, dass es jemand mit durchschnittlicher Begabung so weit bringen kann»). – Sie ist heute die wahrscheinlich erfolgreichste deutsche Schauspielerinnen, wenn man die Zuschauerzahlen ihrer Kino- und Fernsehfilme («Die Manns – Ein Jahrhundertroman»; «Klimt», mit John Malkovich; «Die Frau vom Checkpoint Charlie», «Das Wunder von Berlin» und viele andere) zusammenzählt. Ihre Auftritte als Buhlschaft

im «Jedermann» an den Salzburger Festspielen gefielen auch Kritikern, von denen viele sonst streng über sie urteilen («Beste Buhlschaft aller Zeiten», *Salzburger Nachrichten*).

«Über Sie wird oft härter geschrieben als über andere Schauspieler [zum Beispiel in *Theater heute*, von Simone Meier, der sogenannten Frauenbeauftragten des *Tages-Anzeigers*: «... wie Veronica Ferres, bloss mit Stil und Können»; und ich hatte eine Anfrage vom *Spiegel*, ob ich einen «Ferres-Verriss» schreiben könne] – sehen Sie das auch so?» – «Nein, ich kümmerge mich darum nicht. Wie gesagt, ich folge meinem Instinkt. Und im Zeitalter von Internet, wo jeder seine Meinung kundtun kann, muss man damit leben als Person der Öffentlichkeit.» – «Sie geben Anlass zu strengen Urteilen, weil Sie das Fach gewechselt haben: vom Leichten zum, teilweise, Anspruchsvollen. Das nimmt man einer Frau übel, denke ich.» – «Hab ich so noch gar nicht drüber nachgedacht, ist aber ein sehr interessanter Ansatz ... Klar, womit ich bekannt geworden bin, das war die Rolle der Geliebten. Aber für mich war immer klar, mein Boden ist ein anderer: der, von dem ich grade erzählt habe [mit 13 «Dantons Tod» gesehen, beeindruckt vom Existenzialismus, hospitiert bei Pina Bausch ...]. Dann kam das Casting für «Shtonk», und ich war über Nacht das Sexsymbol der deutschen Nation, oder, nett ausgedrückt, die Traumfrau. Ich war Anfang 20 und komplett überfordert. Aber ich hatte immer die Sehnsucht, Geschichten zu erzählen, die nicht nur unterhalten. Und dann habe ich mich halt in ernstesten Rollen ausgetobt. Und heute bin ich so entspannt, dass ich sage: «Jetzt mache ich beides.»»

«Der Philosoph Peter Singer schreibt: «Männer, die im Beruf aufsteigen, werden sexuell attraktiver. Frauen, die aufsteigen, weniger attraktiv.»» – «Da hat er vollkommen recht. Deshalb ist es wichtig, dass man sich früh auch über was anderes definiert, ich wollte mich nie reduzieren lassen auf blond, blöd, geil.» – «Das wär ein kurzlebiger Berufsentwurf.» – «Ha, ha; ja. Aber ich hab nie Angst gehabt vorm Älterwerden. Ich komme von der Kleinkunstbühne. Und Sie können mir vorwerfen, ich hätte den einen oder anderen Film zu viel gemacht, aber das ist alles Lebenserfahrung.» – «Ich werfe Ihnen nichts vor, ich bin auch selbständig. Sie sind reich geworden, durch Ihre Leistung, und mit einem viel reicheren Mann zusammen – sollte man nicht hungrig sein, in der kreativen Branche?» – «Ich bin sehr hungrig aufs Geschichtenerzählen. Und meine private Situation ist die: Ich war immer autark, bin auf eigenen Beinen gestanden, alleinerziehende Mutter. Und wirtschaftlich autark werde ich bleiben, das wird sich durch keine private Situation ändern.»

Ihr liebstes Restaurant: «Chäsalp», Tobelhofstrasse 236, Zürich, Telefon 044 260 75 75.

Unser Sinn für Vollkommenheit.  
Senator Chronometer Regulator



*Glashütte*  
ORIGINAL

[www.glashuette-original.com](http://www.glashuette-original.com)

Deutsche Uhrmacherkunst seit 1845.

**Der Senator Chronometer Regulator.** Ästhetik, Eleganz und Präzision. Ein offiziell zertifizierter Chronometer kombiniert mit der klassischen Anzeige eines Regulators. Es dominiert als einziger, zentraler Zeiger der Minutenzeiger, während sich die übrigen Zeiger in dezentralen Zifferblattbereichen drehen. Erfahren Sie mehr unter [www.glashuette-original.com](http://www.glashuette-original.com). Unsere iPhone-Applikation können Sie vom App Store herunterladen.